

1. Jahrgang. • Heft 6. • September 1902.

# Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und  
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint  
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).  
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3.—.  
Einzelne Hefte Mark 1,25



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und  
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung  
von Gebrüder Böhme, Kattowitz O. S., entgegen.  
Postzeitungsliste Nr. 5696 o.

## Oberschlesisch-polnische Volkssagen und Märchen.

Von

Dr. E. Zivier, Breslau.

### I.

Die Sagen, Märchen und Volkserzählungen des deutsch sprechenden Volkes des ganzen Schlesiens wie auch Oberschlesiens sind verschiedentlich gesammelt und in zahlreichen Einzelveröffentlichungen wie auch Artikeln der von der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebenen Mitteilungen zusammengestellt, bearbeitet und einem weiteren Kreise zugänglich gemacht worden. Die folkloristisch nicht weniger interessanten Märchen der polnisch sprechenden obererschlesischen Bevölkerung konnten sich nicht nur bis zur letzten Zeit einer so regen Sammlung und Aufzeichnung, geschweige denn Bearbeitung nicht rühmen, sondern ist auch dasjenige, was darüber vorhanden ist, infolge der Sprache,<sup>1)</sup> dem deutschen Publikum und auch

<sup>1)</sup> Über den dialektischen Wert der obererschlesisch-polnischen Mundart, das Wasserpolnisch oder Oderwendisch, wie man es despektierlich nennt, ist verschiedentlich, so besonders in den zwanziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts gestritten worden. Gelegentlich einer Veröffentlichung einiger fredericianischer Verordnungen über die Einführung der deutschen Sprache in Oberschlesien äußert sich der Herausgeber dieser Verordnungen über die obererschlesische Mundart: „Welch ein Kanderwälsch ist die Sprache des gemeinen Mannes! Welch ein Gemisch von Böhmischem, Mährischem und Wendischem! In Krakau würde

dem deutschen Folkloristen zumeist nicht zugänglich. Wunsters 1825 in Liegnitz erschienenenes Buch „Oberschlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint“ kann natürlich keinen Anspruch auf ethnologischen oder folkloristischen Wert machen. Mehr Berücksichtigung als Sagen und Märchen hat bis jetzt das ober-schlesisch-polnische Volkslied gefunden. Neben Roger's großer Originalsammlung (*Pieśni ludu Polskiego w Górnym Śląsku*, Breslau 1863) existieren einige kleinere Sammlungen in deutscher Übertragung, so von Hoffmann von Fallersleben und Weiß.<sup>1)</sup>

In den Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde<sup>2)</sup> unternimmt es der bekannte Slavist und Professor an der Breslauer Universität, Geh. Reg.-Rat Uehring, ausführlich darüber zu berichten, was über Aberglauben, Gebräuche, Sagen und Märchen in Oberschlesien aus gedruckten und handschriftlichen Sammlungen bekannt geworden ist. Es ist nun mein Zweck, durch diese Zeilen diejenigen Leser der Zeitschrift „Oberschlesien“, welche für das Volksleben und den Volksggeist Oberschlesiens ein regeres Interesse haben, auf dieses grundlegende Uehring'sche Referat zu verweisen, für die anderen aber an dieser Stelle einige Proben der ober-schlesischen Volkserzählungen zu geben. Ich werde jedoch nur solche Erzählungen herausgreifen, die mir zu Vergleichen und einigen Anmerkungen Anlaß geben. Im Druck erschienene ober-schlesische Sagen und Märchen behandelt Uehring in seinem dritten, bis jetzt letzten, Berichte, während der erste und zweite Bericht nur solchen Erzählungen gewidmet ist, die vorläufig nur in handschriftlichen Sammlungen vorliegen. Mit Recht betont Uehring, wie schwer es ist, auch der gedruckten Publikationen dieser Art habhaft zu werden, da Veröffentlichungen dieser Art sehr bald der

---

niemand ein Wort davon verstehen; man würde es für eine Sprache der Hottentotten halten.“ (Schles. Provinzialblätter 1827, B. 85, S. 560.) Der Konsistorialrat Richter in Oppeln wie auch andere nehmen sich des so geschmähten Dialektes an und verteidigen ihn als ein ganz brauchbares und vom Hochpolnisch nicht wesentlich abweichendes Idiom. (Schles. Provinzialblätter 1827, B. 86, S. 107—120.) In den vierziger Jahren schreibt Bandke über die ober-schlesisch-polnische Mundart. Eine wissenschaftliche Untersuchung und Würdigung wurde diesem Dialekt jedoch erst zu teil durch die Arbeiten des unlängst verstorbenen Professors E. Malinowski: 1. Briefe von einer Reise durch Schlesien, in der Zeitschrift „Na dzis“, Krakau 1871 I. 289—313. 2. Über die Oppelnische Mundart in Oberschlesien. Inaug.-Diss. Leipzig 1873. 3. Schlesiische Studien, in den Abhandlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften B. IX, 1882.

<sup>1)</sup> Ruda. Polnische Volkslieder der Oberschlesier. Übertragen von Hoffmann von Fallersleben. Cassel 1865. — Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier, metrisch übertragen von Albert Weiß. Leipzig 1867.

<sup>2)</sup> Erster Bericht, Jahrgang 1896, Heft 3, Nr. 1, S. 3—18. Zweiter Bericht, Jahrg. 1897, Heft IV, Nr. 4, S. 75—87. Dritter Bericht, Jahrg. 1899, Heft VI, Nr. 3, und Jahrg. 1901, Heft VIII, Nr. 4, S. 61—69.

Vergessenheit anheim zu fallen pflegen. Allerdings liegt jetzt in den durch die Krakauer Akademie der Wissenschaften herausgegebenen hinterlassenen Sammlungen obereschlesischer Sagen und Märchen des Prof. Malinowski ein reichhaltiges und interessantes Material vor uns,<sup>1)</sup> das Uehring bis jetzt in seinen Berichten noch nicht verwerten konnte, über welches er aber einen Bericht gelegentlich in Aussicht gestellt hat. Auch auf den durch Malinowski gesammelten Stoff soll, ohne dem zu erwartenden Uehring'schen Berichte vorzugreifen, an dieser Stelle durch einige Proben aufmerksam gemacht werden. Von gedruckten Publikationen behandelt Uehring nur die Sammlung von obereschlesischen Erzählungen von Kupiec, welche in sechs Heften nacheinander im Jahre 1894 in Posen bei Simon erschienen ist. Nur mit Mühe gelang es Uehring, Heft I, II und VI diese Sammlung zu erlangen. Kupiec, der diese Sammlung hergestellt hat, war Lehrer in der Gegend von Pleß. Wichtiger als die Zusammenstellung von Kupiec sind die handschriftlichen Sammlungen, die Uehring in seinen ersten zwei Berichten verwertet hat. Die erste Handschrift befindet sich auf der Stadtbibliothek in Breslau (Nr. 2456a). Sie rührt von dem ehemaligen, 1865 verstorbenen Lehrer Josef Lompa in Eubischau bei Eublinitz her und trägt in dem Teil, der den Märchen, Sagen etc. gewidmet ist, das Datum 1846. Die zweite Handschrift befindet sich in Krakau und enthält Aufzeichnungen des bekannten Ethnologen Kolberg.

Ich beginne mit einer Legende aus der Kolberg'schen Sammlung, die Kolberg von einem obereschlesischen Dienstmann gehört hat:

Ein Herr konnte niemals einen Knecht finden, der ihm recht war, stets fand er etwas auszusetzen und entließ jeden. Wieder mietete er einen, sagte ihm aber: wenn du lachst, so mußt du fort. Der Kutscher war anscheinend faul und führte den Auftrag des Herrn verkehrt aus, indem er statt der Achsen allein den ganzen Wagen mit Teer schmierte, doch war der Wagen herrlich geputzt, so daß der Herr seine Freude daran hatte. Bei der Fahrt zur Kirche fiel ihm manches auf: Der Kutscher bekreuzte sich nicht vor einem Kreuze am Wege, dagegen nahm er die Mütze ab und bekreuzte sich vor der Schenke, vor welcher ein Soldat mit einem Burschen Branntwein anscheinend bis zum Übermaß tranken; einem alten Manne, dem der Herr Almosen gegeben hatte, versetzte der Kutscher einen Fußtritt, endlich gab er auffallenderweise einem schmucken, gut gekleideten Burschen ein paar Groschen Almosen. Zur Rede gestellt, erklärte er: Auf dem Kreuze habe der Teufel gefessen; die beiden Burschen vor dem Wirts-

<sup>1)</sup> Powieści ludu polskiego na Śląsku in den Anthropol.-archaeol. und ethnogr. Materialien der Krakauer Akad. d. Wiss. B. IV und B. V.

hause seien ehrliche Freunde gewesen, die nach langer Trennung aus Freude sich nicht haben gütlich genug thun können; Gott habe in ihrer Mitte gestanden, vor diesem habe er sein Haupt entblößt; dem Bettler habe er einen Fußtritt versetzt, weil er des Almosens unwürdig sei und die Groschen vertrinken würde, dagegen sei der sauber gekleidete Bursche ein arbeitsamer Mensch gewesen. — Nun folgte der Auftrag, der Kutscher solle für den Herrn neue Stiefel bestellen; da lachte dieser und erklärte auf die Bemerkung, er habe seinen Dienst verwirkt, die Bestellung sei überflüssig, weil der Herr morgen sterben werde, was auch geschehen ist. Es zeigte sich, daß der Kutscher der Schutzengel des Herrn war.

Eine Analyse dieses Märchens oder dieser Legende ist nicht uninteressant. Daß sie nichts spezifisch oberschlesisches enthält und in die Reihe der kosmopolitischen Erzählungen gehört, ist ja augenscheinlich. Was außerdem auf den ersten Blick sich herausstellt, ist, daß ihr Stoff zusammengewürfelt und aus einigen Märchen zusammengestückt ist. Die ganze Fahrt und alle Begebenheiten während derselben stehen augenscheinlich in gar keinem Zusammenhang mit dem Anfang und dem Schluß der Erzählung, wo die Pointe darin besteht, daß der Kutscher nicht lachen dürfe. Der Schluß erinnert stark an ein Detail aus der Salomo-Sage, wie sie bei den Russen in den Erzählungen über Salomo und Kitowras und in dem jüdischen Maaßebuch (Editio Rödelheim oder Wilmersdorf) enthalten ist. Kitowras, den ein Bojar zu Salomo führt, hört, wie ein Mann sich Schuhe bestellt, die sieben Jahre halten sollen. Er lacht. Über den Grund des Lachens befragt, antwortet er: Er will Schuhe haben, die sieben Jahre halten möchten, er selbst wird aber in sieben Tagen tot sein. Auch über andere Begebenheiten, die eigentlich nicht lächerlich sind, lacht Kitowras und giebt dann den den Menschen verborgenen Grund seines Lachens an.<sup>1)</sup> Der mittlere Teil der eben angeführten oberschlesischen Erzählung, der die Begebenheiten auf der Reise erzählt und mit dem Anfang und dem Schluß der Geschichte offenbar in gar keinem Zusammenhange steht, erinnert gleichfalls und zwar in noch höherem Maße an eine jüdische Legende von Rabbi Josua ben Levi und dem Propheten Elias. Rabbi Josua schließt sich dem Propheten Elias an, der in der Welt herumreist. Dieser nimmt ihn als Reisegefährten nur unter der Bedingung auf, daß er für die Hand-

<sup>1)</sup> Die russische Sage ist natürlich der jüdischen nacherzählt und geht auf dieselbe direkt oder indirekt zurück. Beide Versionen decken sich nicht nur in den einzelnen Schilderungen, auch der Name des Vogels, der in der Erzählung eine Rolle spielt und in der russischen Version Noga-ptiza, Nogat-ptiza, d. h. Vogel Noga oder Nogat, stammt aus dem jüdischen, wo er Nagar-tura, d. h. Herr der Berge, der auf den Bergen nistet, genannt wird. Der Vogel Noga spielt auch in anderen russischen Volkserzählungen eine Rolle.

lungen des Propheten keine Erklärung verlange, auch wenn diese noch so auffallend wären. Sonst müßten sie sich trennen. Einem reichen Manne, der die Wanderer ungastfreundlich empfängt, erweist nun der Prophet einen großen Dienst. Einem armen Manne, der das wenige mit den Reisenden teilt, das er besitzt, fügt der Prophet einen großen Schaden zu u. s. w. Als Rabbi Josua sein Staunen nicht mehr bezwingen kann und den Propheten um die Erklärung seines auffallenden Benehmens angeht, erhält er dieselbe in einleuchtender Weise, der Prophet verläßt aber den Rabbi. In der oberchlesischen Erzählung befinden sich augenscheinlich Reminiscenzen, die auf die angeführten beiden Sagenkreise zurückgehen.

Ein Detail aus der jüdischen Salomo-Sage befindet sich auch in einer anderen oberchlesischen Volkserzählung. Sie stammt aus der Kolberg'schen Sammlung und lautet nach der Mitteilung von Uehring: Ein alter grau gewordener Soldat findet auf der Wanderung nach der Heimat den Weg von einer großen Schlange versperrt, trägt sie auf ihre Bitte vierzig Meilen, dann noch weitere vierzig Meilen weit fort, erfährt von ihr, daß er den sündhaften Urgroßvater seines Großvaters getragen und erlöst habe. Zum Danke dafür läßt die Schlange durch Berührung der Zungen ihre Klugheit auf den alten Soldaten übergehen, so daß er alles weiß und alle Sprachen versteht. Auf der weiten Wanderung läßt er sich von einem alten Bauer bewegen, bei ihm zu bleiben, und zeigt sich nützlich. Zwei Hunde des Bauern, von denen der eine draußen wachte, der andere unter dem Tische lag, führen Gespräche miteinander, die der Soldat versteht und die zur Entdeckung von gestohlenen Pferden und, was weit wichtiger war, zur Entdeckung eines Schates unter dem Tische, sowie von Urkunden in einer Wand führten. Der Schatz wurde geteilt, die Urkunden erwiesen, daß die Bauernwirtschaft dem Soldaten gehöre, was der Richter in einem Prozeß bestätigte. Die Wirtschaft überließ der alte Soldat dem Bauern freiwillig, sein Geld ließ er sich entlocken, indem er auf den Heiratsantrag der verwitweten Gutsherrin des Ortes einging. Er mußte sich dafür eine unwürdige Behandlung seiner herrischen Frau gefallen lassen, welche die Wirtschaft vernachlässigte und ihn zu den Hühnern schickte. Hier hörte er den höhnenenden Hahn, er (der Hahn) könne fünfzig Hühner in Respekt halten, der Herr vermöge die einzige nicht zu zügeln; ein ähnliches Lied zwitscherten die Spazken, der Herr möge nur die Peitsche seiner Frau entwenden und damit ihren Rücken geißeln. So that der alte Soldat und setzte sich dadurch in Respekt u. s. w. Der letzte Teil der Erzählung und die Moral der Geschichte findet sich in der Salomo-Sage wieder: Der Prinz von Kusch hatte im Verkehr mit Salomo verschiedene Weisheiten und darunter auch das Verständnis der Tiersprachen sich angeeignet. Als er

einmal schon im Begriff ist, dem Drängen seiner Frau nachzugeben und ihr — trotz des Verbotes und des für den Übertretungsfall angedrohten Todes — das Geheimnis seiner Wissenschaft zu verraten, hört er sich in ähnlicher Weise vom Hahne verhöhnt und erhält von ihm den nämlichen Rat, mit der Hilfe eines Stockes sich bei seiner Gattin Respekt zu verschaffen, welchen Rat er auch befolgt.

Daß orientalische Märchen auf irgend einem Wege in den Erzählungs-  
 schatz des ober-schlesischen Volkes gedrungen sind, erweist am besten eine  
 Erzählung, die Malinowski in einem Dorfe des Plesser Kreises (angegeben  
 ist Miedzna und Grzawa) gehört hat. Das Märchen ist leider von dem  
 Erzähler so zusammenhanglos und offenbar so lückenhaft erzählt, daß man  
 den ganzen Inhalt nicht ermitteln kann. Ein König hatte auf der Hand  
 ein gebundenes (angebundenes? uwiązana) Buch. Wenn er die rechte  
 Hand auf das Buch niedersinken ließ, erschien vor ihm sofort der Geist  
 der Lüfte. Er befahl ihm, einen Jüngling zu ermitteln, der ohne Todes-  
 sünde wäre. Er ermittelte einen solchen. Derselbe hieß Omar. Sie  
 nahmen zwei Stuten. Sie fuhren sehr weit und fuhren über einen Felsen.  
 Als sie zu ihm kamen, machten sie vor ihm Halt. Die rechte Hand fuhr  
 auf das Buch hernieder, und es erschien vor ihnen der Geist der Lüfte.  
 Als Omar den Geist der Lüfte erblickte, stellten sich ihm die Haare auf  
 dem Kopfe auf wie Drähte. Und er befahl ihm in den Felsen zu kriechen.  
 Von hier ab wird die Erzählung so verworren, daß ein Sinn nicht mehr  
 zu ermitteln ist. Auffallend und für die orientalische Herkunft des Märchens  
 zeugend ist, wie der schon erwähnte Namen Omar, ein weiter vorkommen-  
 der Namen Ariel, der vermutlich ein mit dem Geiste der Lüfte identisches  
 Wesen bedeutet. Nicht bloß fremder Märchen, auch biblischer Stoffe hat  
 sich die Phantasie des ober-schlesischen Volkes zuweilen bemächtigt und hat  
 sie mit ganz geringen Ausschmückungen als Märchen, die man sich zur  
 Unterhaltung erzählt, behandelt. So giebt Malinowski eine Erzählung  
 wieder, die er im Kreise Leobschütz aus dem Munde eines 75 jährigen  
 Greises gehört hat. Die Erzählung, die bei Malinowski keine ganze  
 Druckseite füllt, giebt in gedrängten Worten den ganzen Inhalt des Buches  
 Esther wieder und verschnörkelt denselben noch durch geringe Ausschmückungen.  
 Der Erzähler hat vermutlich keine Ahnung davon gehabt, daß er den Inhalt  
 eines biblischen Buches wiedergab. Von den biblischen Namen Ahaswer,  
 Wasti, Haman, Esther und Mardochai wird kein einziger genannt. Es  
 wird bloß von einem König, seiner Frau, dem Minister, einem jüdischen  
 Mädchen und dessen Oheim gesprochen, der zum königlichen Thorwächter  
 ernannt wird. Als solcher belauschte er zwei Minister, die den König  
 niederstechen wollten. Er ließ den König durch seine Nichte warnen, daß

er in dieser Nacht nicht in seinem Bett schlafe. Der König ließ einen Mann aus Stroh herstellen, man kleidete ihn in den königlichen Schlafrock. Ein Minister hatte sich mit einem Schwert unter dem Bett versteckt. Als es zwölf Uhr war, kroch er hervor, stach den König (d. h. die Strohpuppe) und entfloh. Als der König des Morgens aufgestanden war, ging er besichtigen und sah das Schwert in der Strohpuppe, die der Minister für den schlafenden König gehalten hatte, stecken u. s. w.

---

## Die Bischofsgrabmäler zu Meisse.

Von

Dr. Paul Knötzel, Tarnowitz O. S.

---

Der Totenkult spielt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit eine gewaltige Rolle; finden wir ihn doch schon in den tiefsten Tiefen dessen, was wir noch Unkultur nennen, und sehen ihn von da an den Menschen durch alle Stadien hindurch bis zu den Höhepunkten der Kultur begleiten. Erst von einer gewissen Stufe derselben an dürfen die Denkmäler des Totenkults Anspruch erheben, in der Kunstgeschichte einen Platz einzunehmen. Dann aber spielen sie neben denen der Religion und häufig im engsten Anschluß an diese eine Hauptrolle. Das gilt vor allem auch für die Kunst des Mittelalters bis in die neuere Zeit hinein. Welch' unerschöpflichen Reichtum an Grabdenkmälern aus Holz und Stein enthalten doch noch immer unsere alten Kirchen, trotzdem Brand und Wurm, Verwitterung und Unverständnis der Nachkommen soviel zerstört haben.

Nach denen, deren Gedächtnis sie lebendig erhalten sollten, mögen wir auch in unserem Schlesien drei Arten unterscheiden, die wir häufig auch örtlich von einander geschieden finden. Am Äußeren und Inneren stiller Dorfkirchen stehen an den Wänden in Lebensgröße die Steinfiguren geharnischter Ritter, ihrer Ehefrauen und Kinder. Das sind die Herren, die in der Nachbarschaft schloßgesehen waren. Namen- und denkmallos ruhte einst um sie herum auf dem Gottesacker die gleichzeitige unfreie Bauernschaft.

Und nun in die Pfarrkirchen der Städte! Seltener tritt uns hier das steinerne Figurengrabmal entgegen: ein adliger Herr, der in der Stadt gestorben oder vom nahen Gute aus hierher begraben worden, ein würdiger Pfarrherr in der Albe des katholischen Priesters oder der Schauben des lutherischen Predigers. In reicher Fülle dagegen grüßen uns noch von den Wänden und Pfeilern so mancher Kirchen die Gedächtnistafeln herab, die im 15. Jahrhundert, mehr noch in der Zeit der Renaissance und des Barock

vermögende Handelsherren, ehrsame Handwerksmeister sich und ihren Vorfahren zu Ruhm und Andenken gestiftet haben.

An dritter Stelle endlich seien die Dom- und Stiftskirchen genannt. Zwar bewahrt manches Denkmal auch in ihnen das Gedächtnis eines adligen Grundbesitzers, eines selbstbewußten Bürgers, der in besonders heiliger Stätte nach seinem Tode ruhen wollte, zumeist aber treten uns hier doch die verschiedenartigsten Grabmäler von Geistlichen entgegen, vom hohen Infulträger herab bis zum schlichten Vikar. Stifts- und Klosterkirchen bevorzugten auch die fürstlichen Geschlechter des Mittelalters in der Wahl ihrer letzten Ruhestätte. Wir finden hier in Schlesien Gräber von Pfaffenfürsten in den Klosterkirchen der Brüder von Cîteaux in Leubus und Grüssau, wie bei den Bettelmönchen vom Orden Sancti Franzisci in der jetzigen evangelischen Kirche zu Oppeln und endlich auch bei den Domherren vom heil. Kreuz in Breslau.

Wer sich gern mit liebendem Auge in ein Kunstwerk versenkt, wer gern der Vorfahren Leben nachgeht, der findet an all' diesen Grabmalern reichen Stoff, reiche Anregung. Da gerade unser Oberschlesien, mehr noch als die übrige Provinz als arm an Kunstwerken der Vergangenheit (und zum Teil ja mit Recht) gilt, da ihm in den Augen der Menge das, was man gewöhnlich Geschichte nennt, zu fehlen scheint, so verlohnt es sich, darauf hinzuweisen, wie der Regierungsbezirk Oppeln besonders an einer Stelle einige Denkmäler besitzt, die sich wohl mit dem Besten messen können, was die gleichzeitige Kunstübung sonst in deutschen Landen geschaffen hat. Allerdings muß bemerkt werden, daß dieser Punkt — die alte Bischofsstadt Weisse — geschichtlich zu Niederschlesien gehört.

Bis zur großen Einziehung der geistlichen Güter im preussischen Staate im Jahre 1810 war die genannte Stadt die Hauptstadt des mittelbaren Fürstentums Weisse-Grottkau, von dem noch jetzt die Breslauer Bischöfe den Titel des Fürstbischofs führen. Kein Wunder, daß mancher der hohen geistlichen Herren in der Fürstentumshauptstadt seine letzte Ruhestätte suchte und fand. So ist es neben der Breslauer Kathedrale die Hauptkirche von Weisse, die mächtige Pfarrkirche zu St. Jakob, in der wir die Denkmäler der schlesischen Kirchenfürsten zu suchen haben. Die des Mittelalters liegen, soweit ihre Grabstätten überhaupt bekannt sind, in Breslau begraben. In der Weisser Pfarrkirche finden wir nur ein einziges Bischofsdenkmal vor 1500, und auch dieses bezeichnet nicht die ursprüngliche Grabstätte, sondern ist erst später hierher übertragen worden. Es ist die Grabplatte Bischof Wenzels.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Abb. in H. Luchs, Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters, Breslau 1872, Tafel 2, und J. Jungnitz, Die Grabstätten der Breslauer Bischöfe, Breslau 1895, wo auch die anderen hier besprochenen Denkmäler in prächtigen Lichtdrucken abgebildet sind.



Er war Herzog von Liegnitz und seit 1379 Bischof von Lebus, als er 1382 auch zum Bischofe von Breslau gewählt wurde. Im Jahre 1417 verzichtete er auf sein hohes kirchliches Amt und zog sich nach seinem Schlosse Ottmachau zurück, wo er zwei Jahre später starb. Sein Leichnam wurde in der Kirche des dort von ihm gegründeten Kollegiatstifts beigesetzt. Bischof Rudolf von Rüdeshcim verlegte dieses 1477 in die Johanneskirche in der Altstadt Meisse. Hierher wurden 1479 die Gebeine Wenzels überführt und vor dem Hochaltar beigesetzt. Um das Andenken seines Stifters zu ehren, errichtete das Kapitel im Jahre 1491 über dieser Stelle einen Denkstein aus Marmor, der beim Dorfe Groß-Kunzendorf (Kr. Meisse) gebrochen worden war. Das ist die Grabplatte, die heut in St. Jakob steht. Im Jahre 1576 wurde gelegentlich der Öffnung des Grabes das Denkmal prächtiger ausgestaltet, indem man die Grabplatte auf eine 2 Ellen hohe Tumba legte, deren Wände mit Stuck und Malerei reich verziert waren. Im Jahre 1650 wurde das Kollegiatstift von neuem verlegt, indem es mit der Meisser Pfarrkirche vereinigt wurde. Als 1663 Schlesien von Ungarn her durch die Türken, von Mähren durch die Tataren bedroht schien, wurden aus strategischen Gründen die Altstadt Meisse und mit ihr das alte Kollegiatstift nebst Kirche niedergelegt. Die Grabplatte und die Reste des Leichnams wanderten nun von hier nach St. Nikolaus. Wann der Grabstein in die Pfarrkirche übertragen worden ist, steht nicht fest. Als im Jahre 1894 der neue Hochaltar errichtet wurde, hat jener nun wohl zum letztenmal seinen Platz gewechselt, indem er neben der Sakristeithür eingemauert wurde, während er bis dahin hinter dem alten Hochaltar gestanden hatte.

Die Grabplatte hat ursprünglich, wie wir sahen, im Fußboden geruht, und ist erst später auf ein Hochgrab gelegt worden. Dieses Einlassen von Denkmälern in die Pflasterung der Kirchen war im Mittelalter sehr häufig, manches prächtige Werk ist in Folge dessen durch die Tritte der Menge abgeschliffen worden. Zum Schutze der Grabplatten wurden allerdings bisweilen hölzerne Deckel darüber gelegt. Wie zahllose andere Grabmäler zeigt unser Stein die lebensgroße Gestalt des Verstorbenen und zwar in Flachrelief. Der Bischof ist in voller Amtstracht dargestellt, die Inful auf dem Haupte, den Stab mit dem Schweißtuch in der Linken. Über dem alten, glockenförmigen Messgewand trägt er um den Hals das bischöfliche Kreuz. Alle Finger der behandschuhten Hände sind mit Ringen geschmückt. Die Rechte ist segnend erhoben. Ein Kunstwerk ist die Figur durchaus nicht, aber auch aus ihr spricht wie bei so vielen sonst minderwertigen Denkmälern des Mittelalters und der nächsten Folgezeit ein tüchtiges handwerkliches Können, besonders auch in dem recht mitgenommenen Antlitze der Figur. Da sie etwa 70 Jahre nach dem Tode des Kirchen-

fürsten gemeißelt worden ist, so kann von einer Bildnisähnlichkeit durchaus keine Rede sein. Aber selbst hier hat der mittelalterliche Künstler das Gesicht mit Glück so zu individualisieren gewußt, daß der naive Betrachter es zweifellos als Porträt ansprechen wird.

Das Haupt Wenzels ruht auf einem Kissen, wie bei einem Schlafenden, und doch ist der Bischof als segnend dargestellt! Wer sich mit mittelalterlicher Kunst beschäftigt hat, der wundert sich über diesen Widerspruch nicht, der der Naivität der Zeit seine Entstehung verdankt. Die Grabfigur wird vom Künstler zunächst ganz als stehende und lebende behandelt, deswegen wählt er bei Kirchenfürsten gern die für sie charakteristische Handbewegung des Segnens. Soll die Grabplatte aber liegen, dann muß der nun selbst Liegende eine Unterlage für das Haupt, ist er eine Vollfigur, auch für die Füße haben.

Statt der sonst üblichen, um die vier Seiten herumlaufenden Inschrift, ist der breite erhöhte Rand mit Bronzeschmuck versehen. Fehlende Teile desselben sind bei der Wiederherstellung im Jahre 1847 in Gips ergänzt worden. Zunächst fallen uns zwei Gestalten in Viertelgröße der Grabfigur auf. Bisher sind sie immer falsch erklärt worden; kennzeichnende Attribute fehlen ihnen, es kann aber ihrem ganzen Typus nach kein Zweifel sein, daß wir sie als die beiden Apostelfürsten Petrus (rechts vom Bischofe) und Paulus anzusprechen haben. Allerdings haben beide mit dem Patronat der hier zunächst in Betracht kommenden Kirchen zu Ottmachau und Neisse nichts gemein. Eine Erklärung für die Wahl der beiden Apostel finden wir aber dann, wenn wir uns erinnern, daß Wenzel Herzog von Liegnitz war. In der Stadt Liegnitz aber spielten bei der einen Pfarrkirche diese beiden, nach denen sie jetzt noch genannt wird, eine Hauptrolle, wenn vielleicht auch zuerst Petrus der Hauptpatron war.<sup>1)</sup> Von den Wappen ist nur das über der Petrusfigur echt und alt; es ist das des Liegnitzer Fürstentums. Sehr zweifelhaft erscheint es, ob die Nachbildung desselben an den drei Stellen des Denkmals, wo früher ersichtlich Bronzeschildchen gefesselt haben, das Richtige getroffen hat. Nach Analogie der älteren und jüngeren Bischofsgrabmäler dürfte der Schild mit den Lilien des Fürstentums Neisse kaum gefehlt haben. Das andere Schmuckwerk, das zum Teil nur den Raum ausfüllen soll, übergehe ich. Aber etwas, was an dem Grabmale jedem Beschauer am meisten auffällt, bedarf noch der Erklärung: die Gestalten zweier kauender Hündchen, etwa Teckeltypus, die unterhalb der Knie Wenzels angebracht sind.

<sup>1)</sup> Über die Frage des Patronats vergl. G. Ziegler, Die Peter-Paulkirche zu Liegnitz. Liegnitz 1878, S. 186 ff. Anm. 50.

Sehr häufig sehen wir die Figuren der Grabdenkmäler auf Löwen oder Hunden stehen, die sich unter der Last zu krümmen scheinen, bisweilen springen diese wohl auch an der Gestalt empor. In beiden Fällen bezeichnen die Tiere das Böse, den Teufel selbst, der gegen den Menschen ankämpft (er geht umher wie ein brüllender Löwe u. s. w., Petrus I 5,8) oder der durch den seligen Tod überwunden ist. Auf unserem Denkmal scheint mir diese Deutung ausgeschlossen, die Hunde sollen hier wohl die Lieblingshunde Wenzels vorstellen. So seltsam, ja unpassend an dieser Stelle es uns heut erscheinen mag, so stünde es doch nicht allein. Wir finden mehrfach bei Herren und Damen des Mittelalters den Lieblingshund auf den Grabmälern mit angebracht. Auf dem Figurengrabsteine des Christoph von Talkenberg von 1525 in der Altertumshalle zu Löwenberg ist auf den Hund direkt durch die dabei stehende Inschrift hingewiesen: daß meyn getreuer hunt. Gegen meine Annahme könnte der Umstand angeführt werden, daß zwischen dem Tode des Bischofs und der Errichtung des Denkmals sieben Jahrzehnte liegen; es scheint mir aber nicht ausgeschlossen, daß sich im Kapitel von Otmuchau-Neiße die Überlieferung an die zwei Lieblingshunde seines Stifters erhalten haben könnte. Für Symbole des Teufels sind mir die zwei Tiere zu gemüthlich. Das Denkmal enthält in römischen Majuskeln zwei Inschriften. Auf einem Spruchband zu Häupten des Bischofs ist durch die Worte *Translatus ex Otmochaw 1479* auf die Übertragung des Stifts und der Gebeine seines Gründers nach Neiße hingewiesen. Die andere Inschrift zu Füßen der Figur lautet unter Auflösung der Abkürzungen: *Wenceslao primo episcopo Wratislaviensi ducique Legnicensi, qui collegium hoc in Otmuchaw erexit, sempiterno memorie positum. Obiit anno 1419.* Die Worte *collegium hoc in Otmuchaw* führen unwillkürlich zu der falschen Annahme, daß das Denkmal schon in Otmuchau errichtet worden ist. Im Zusammenhange damit könnte man das *Translatus* nicht nur auf die Gebeine sondern auch auf das Denkmal beziehen. Ein Beweis, wie leicht man durch Inschriften irre geführt werden kann.<sup>1)</sup>

Das Wenzelsgrabmal ist kein Kunstwerk, weit übertroffen wird es z. B. von zwei Breslauer Bischofsdenkmälern des Mittelalters, dem Hochgrave des Preczlaw von Pogarell (1342—1376) im Kleinchor des Domes, vor allem aber von der herrlichen Erzplatte des Johannes IV. Roth (1482—1506), die aus der Gießhütte des berühmten Peter Vischer zu Nürnberg hervorgegangen, von dem kunst sinnigen Prälaten schon zu Lebzeiten bestellt und nach seinem Tode in der Wand neben dem eben erwähnten Hochgrave

<sup>1)</sup> Vergl. Schulte, Zur Geschichte des Grabmals Bischof Wenzels etc. in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, 4. Bd., S. 44 ff.

eingemauert worden war. Vergleichen wir diese Denkmäler und das von uns eingehend besprochene, ziehen wir schließlich auch noch die übrigen Bischofsgrabmäler der Breslauer Domkirche zum Vergleich heran, so ist für uns trotz aller Unterschiede im einzelnen, in Stoff und Art und Kunstwert, doch die Einheit der Auffassung, das Gemeinsame, das ihnen der Geist der Zeit, der gleiche Stil gegeben, unverkennbar.

Wir müssen sie als gotisch bezeichnen, wenn auch beim Wenzelgrabmal das, woran der Laie den gotischen Stil gewöhnlich zu erkennen pflegt, nicht zu finden ist. Ganz anders war das Grabmal von Johanns IV. Nachfolger, das Johanns V. Turzo (1506—20) im Breslauer Dome. Erhalten ist davon allerdings nur die Grabfigur und das Familienwappen des Verstorbenen. Eine alte Abbildung aber sowie eine Beschreibung des Denkmals lassen erkennen, daß es in seiner ganzen Art und seinem Aufbau dem des Breslauer Patriziers Heinrich von Rybisch († 1544) in St. Elisabeth eng verwandt war.

Von jenseits der Alpen hatte damals im Verein mit dem Humanismus, zu dessen eifrigsten Jüngern auch Turzo und Rybisch gehörten, eine neue Kunstrichtung, die Renaissance, ihren Einzug in deutschen Landen gehalten. Schon recht zeitig in Schlesien; finden wir ihre Formen doch schon an dem Steinepitaph des 1488 gestorbenen Peter Jenckwitz an der Nordseite der zuletzt erwähnten Kirche, das sicher nicht allzulange nachher gemeißelt worden ist. Tritt uns hier die neue Kunst noch schüchtern gleichsam entgegen, kämpfen hier und später der alte und neue Stil gleichsam mit einander, nach 1520 ist der Sieg zu Gunsten des Antikischen, wie man dazumal zu sagen pflegte, entschieden. Das, was uns seinem Wesen nach mittelalterlich erscheint, war allerdings durchaus nicht überwunden, ebenso wenig wie etwa in Luther und Dürer, die Mittelalter und Neuzeit gleichmäßig angehören. Zunächst und teilweise bis zu ihrem Ausgange blieb die neue Kunst Zierkunst, wurde nur die Zierat aus dem gesegneten Lande Italien herübergenommen, und dann z. T. auch so nationalisiert, daß wir von einer deutschen Renaissance zu sprechen berechtigt sind. Kein Wunder aber, daß sie dann auch, früher oder später, auf Aufriß u. a. verändernd einwirkte, besonders dort, wo die welschen Vorbilder anderes boten und doch mit dem Volksempfinden nicht in direktem Widerspruch standen; das gilt besonders auch für einen Teil der Grabmäler, die Hochgräber.

Gerade auch unter diesem Gesichtspunkte sind die Meißner Bischofsgrabmäler von Bedeutung. Auf Johann V. Turzo folgte Jakob von Salza (1520—39). Er wurde, wie die folgenden Bischöfe, in Meisse beigesetzt. Es ist die Zeit, wo sich aus der mittelalterlichen Territorialherrschaft der moderne Staat zu bilden beginnt, und wo auch die geistlichen

Fürsten in ihrer Politik gerade dadurch so häufig beeinflusst wurden. Bekannt ist ja, daß die Päpste dieser Zeit sich mehr als einmal ihre Kirchenpolitik von ihrer Stellung als italienische Fürsten diktieren ließen. Jakob von Salza hat meist in seiner Fürstentumshauptstadt, nicht in Breslau residiert. Vergessen dürfen wir auch nicht, daß unsere schlesischen Bischöfe im kirchlichen Streite eine andere Stellung wie das Domkapitel in Breslau einnahmen. Das alles giebt uns wohl einen Anhalt dafür, weshalb gerade die damaligen Bischöfe in Weisse begraben sein wollten.

Das Grabmal Jakobs von Salza ist ein Hochgrab aus rotbraunem, gesprenkeltem Marmor. Ursprünglich hat es wohl in der Mitte des hohen Chores gestanden und ist dann, wie so manches andere Hochgrab, von dort veretzt worden, weil es den Raum beengte. Dem Aufbau nach ist zwischen unserem Denkmal und den mittelalterlichen Hochgräbern kein Unterschied. Auch hier zeigt die Deckplatte den Bischof in voller Amtstracht, zu seinen Füßen eine von Engeln gehaltene Inschrifttafel. Der neue Stil tritt hauptsächlich an den vier Seiten der Tumba in die Erscheinung. Die Langseiten sind durch je einen einfachen Pfeiler, der den Eckpfeilern entspricht, in zwei Felder eingeteilt. Diese enthalten in Laubfränzen die Relieffköpfe von vier römischen Kriegern. So zeigt sich hier auch inhaltlich der Einfluß der neuen Zeit. Neben Engeln und Heiligen, die sich, wie wir hier sehen und noch sehen werden, selbstverständlich besonders an Grabmälern von Geistlichen auch fernerhin finden, treten Gestalten der Antike auf: Allegorien, Helden des Altertums, aber, wie hier, auch Bildungen, denen an dieser Stelle tiefere Bedeutung abgeht.

Seltam für den modernen Beschauer ist das Relief an der Schmalseite des Sockels zu Füßen des Bischofs. Es stellt diesen nämlich noch einmal und zwar ohne Amtstracht dar. Doch steht das durchaus nicht vereinzelt da. Auch aus Schlessien sind mir mehrere andere Beispiele bekannt. Am auffallendsten aber zeigt sich in dieser Beziehung das Grabmal Papst Innocenzs VIII. († 1492) von der Hand Antonio Pollajuolos in St. Peter in Rom.<sup>1)</sup> An dem allerdings nicht mehr in ursprünglicher Anordnung erhaltenen Wandaufbau erblicken wir unten auf einem Sarkophage den Papst als Toten ruhend, während er darüber mit segnender Rechten sitzend dargestellt ist. In diesem Denkmal berühren sich Vergangenheit und Zukunft. Der an einem Wandaufbau im Tode Ruhende gehört der großen Reihe gleichartiger älterer Grabfiguren an, die wir so zahlreich in italienischen

<sup>1)</sup> Abb. Berühmte Kunststätten II. 3: E. Steinmann, Rom in der Renaissance, Leipzig, Seemann 1899, S. 42.

Kirchen finden, der segnende Papst aber weist auf die Gestalten der Barockzeit hin, für die Berninis Urban VIII. als charakteristisches Beispiel angeführt werden mag.

Wir sind mit den letzten Bemerkungen scheinbar etwas weit von unserer Heimat abgeirrt. Aber wir müssen zum Verständnis der heimischen Werke jener Zeit unsere Blicke gen Italien richten. In großer Zahl treten uns hier die dem 14. und 15. Jahrhundert angehörenden Wandaufbauten entgegen: Ein Sarkophag, unter dem sich auf dem Sockel meist die Inschrift findet, trägt die Grabfigur; sie stellt wirklich einen Toten dar, so wie er einst aufgebahrt im Sarge lag. Darüber in schlichter Umrahmung ein Relief, meist die hl. Jungfrau mit dem Kinde, jugendfrische Zierat auf den seitlichen Pilastern und der oben abschließenden Archivolte. Nicht diese Grundform hat Deutschland in seine Kunst herübergenommen, sondern die entwickelte von der Wende des Jahrhunderts, die 3. T. zu einem hallenartigen Aufbau geworden ist. Dabei traf sie allerdings mit einer anderen Entwicklungsreihe zusammen.

Lag es doch nicht fern, den im hohen Chor oder in den Schiffen und Kapellen der Kirchen aufgestellten Hochgräbern einen baldachinartigen Überbau zu geben. Das bekannteste Beispiel ist Vischers Sebaldusgrabmal in der gleichnamigen Nürnberger Kirche, in dem sich auf so lebenswürdige Weise die Formen der Gotik und Renaissance mischen. Statt der Grabfigur steht hier allerdings der kostbare Reliquienschrein unter dem Baldachin.

Unter italienischem Einfluß wird nun häufig das Hochgrab mit seinem Baldachin an die Wand gerückt. Derart war das erwähnte Denkmal des Bischofs Johannes Turzo. Ein prächtiges Beispiel bietet auch Neisse in dem Hochgrave des auf Jakob von Salza gefolgten Balthasar von Promnitz (1539—62). Es besteht aus poliertem, roten Marmor. Die eigentliche Tumba hat große Ähnlichkeit mit der seines Vorgängers. Sie ist im Mittelfeld mit dem bischöflichen Wappen Balthasars geschmückt, das sich natürlich aus dem Wappen seines geistlichen Fürstentums und dem Familienwappen der Promnitz zusammensetzt. Darüber erhebt sich auf sechs kurzen, gedrungenen Säulen ein zweiachsiger Baldachin. Zwischen den Säulen an der Wand sind zwei Inschriftentafeln eingelassen. Prächtigen Rankenschmuck in den Formen der deutschen Frührenaissance weisen die Archivolten und die Bogenzwickel auf. Unter diesem Baldachin ruht nun die Figur des Bischofs. Das Kissen am Kopfende, der Löwe zu Füßen gehören noch der alten Überlieferung an. Mag der Löwe auch recht grimmig sehen, die Kugel zwischen seinen Pranken zeigt uns, daß die Anschauung von ihm als dem Bösen nicht mehr lebendig ist; er ist nur mehr als gewöhntes Motiv verwendet.

Der Bischof trägt auch hier volle Amtstracht, aber seltsam: er liegt nicht als Toter aufgebahrt, sondern als Schlafender, der mit dem auf dem Kissen ruhenden linken Arm das Haupt stützt. Auch dieses Motiv stammt aus Italien. Begründet liegt es mit im Wesen der Renaissance, das das Individuelle, das Menschliche mehr betont. Im Tode aber sind alle gleichmäßig hingestreckt. Die Amtstracht allerdings mußte zur äußeren Charakteristik beibehalten werden. So kommt der für uns unlösbare Widerspruch in diese Gestaltung hinein.

Das Hervortreten des Einzelmenschen zeigt sich nun auch in den Grabchriften. Die Inschriften um den Rand der Grabplatten verschwinden, weil man in dem unzureichenden Raume nicht all' das aussprechen kann, was man will. Die neuen Formen bieten aber auch an sich größeren Raum; so bedingt wechselseitig eines das andere. Wir können hier die lange Inschrift nicht anführen; zunächst seien nur die Worte hervorgehoben, die den Toten charakterisieren sollen: *vir singularis ingenii, magni consilii et rarae eloquentiae, in rebus agendis strenuus et vigilantissimus, prudentia ornatissimus et labascentis religionis protector, concordiae et pacis amantissimus . . .* Man sieht, der Verfasser gebraucht eine Menge Superlative. Als Schützer der wankenden Religion, d. h. hier natürlich der damals auch in Schlessien stark zurückweichenden katholischen Kirche kann man gerade Balthasar am wenigsten bezeichnen, dem man von katholischer Seite — besonders that es das damalige Domkapitel — zu große Nachgiebigkeit gegen den Protestantismus vorwarf. Wenn es weiter heißt: *in religiosos et pauperes liberalis, consanguineorum quoque haud immemor*, so ist damit sehr zart auf seinen ziemlich weitgehenden Nepotismus hingewiesen.

Auf Balthasar folgt Kaspar von Logau (1562—74). Er wurde auf seinen Wunsch in Weiße und zwar in der Peter-Paulskapelle der Pfarrkirche beigesetzt. Dort befindet sich auch sein Denkmal. Es zeigt eine Verschmelzung des von uns geschilderten, italienischen Vorbildern nachgeahmten Wandaufbaues und des deutschen Epitaphs. Dieses bestand zunächst, mochte es aus Holz oder Stein sein, aus einer Bildtafel mit biblischem oder legendarischem Vorgange, an dem der Verstorbene und seine Familie betend teilnahmen, und einer kurzen Inschrift über oder unter dem Bilde. Zu einem künstlerischen Aufbau entwickelte sich das Epitaph aber erst in der Renaissance. Wenn auch meist die kleineren Abmessungen der gotischen Zeit beibehalten wurden, so wuchs es sich doch bisweilen auch zu gewaltigen Dimensionen aus. Dann treten manchmal die stehenden oder liegenden Grabfiguren an Stelle des Bildes. Das ist auch bei unserem Bischofsdenkmal der Fall. Das gewaltige Epitaph baut

sich auf einer Platte auf, die von zwei schöngezeichneten Kragsteinen gestützt wird. Auf dieser ruht ein niedriger, mit Gehängen geschmückter Sarkophag, auf diesem endlich die überlebensgroße Figur des Bischofs in der bei dem Denkmal seines Vorgängers erörterten Stellung. Hinter der Grabfigur baut sich die Rückwand auf, die durch Pilaster in drei Felder geteilt ist. Diese enthalten in Nischen die Vollfiguren des auferstandenen Heilands in der Mitte, der beiden Johannes als Bistumspatrone zu beiden Seiten. Darüber baut sich das Gebälk weit nach vorn vor. Es wird an den Seiten von zwei Säulen, über den beiden Mittelpilastern von zwei Konsolen getragen. Der dem Stile entsprechende Aufsatz umschließt das von Putten gehaltene bischöfliche Wappen, in dem Segmentfelde des Stichbogens darüber schwebt Gott Vater in michelangelesker Auffassung.

Der Reichtum des Aufbaues wird noch durch Wappenschmuck an den Seiten, ein Paar Renaissanceobelisken und zwei allegorische Gestalten vermehrt. Die lange und auch recht ruhmredige Inschrift befindet sich in zwei mit reichem Schnörkelwerk umgebenen Tafeln unter der zuerst erwähnten Hängeplatte.

Mit Recht zählt ein Kenner wie Lutsch unser Grabmal zu den vollendetsten Werken deutscher Hochrenaissance.<sup>1)</sup> Vor allem fällt es durch den klaren Aufbau, die Feinheit des Schmuckwerks auf. Während das figürliche bei manchem sonst prächtigen Werke der deutschen Renaissance oft recht minderwertig ist, steht es hier auf gleicher künstlerischer Höhe wie das ganze Epitaph. Endlich darf man nicht vergessen anzuführen, daß der wohlthuende Eindruck noch durch die schlichte Farbigeit des Ganzen erhöht wird, indem teils weißer, teils gelber Sandstein verwendet, die Säulen aber aus rotem Marmor hergestellt sind. Jedenfalls darf unser Oberschlesien stolz auf diesen Besitz sein.

Einfacher, aber auch edel in Aufbau und Formen ist das Grabmal von Kaspars Nachfolger, Martin Gerstmann (1574—85). Seinen Mittelpunkt bildet die in flachem Relief ausgeführte Halbfigur des Bischofs, der über eine vom Fußboden aus aufsteigende Estrade herüberblickt. Gerade in dieser Zeit mehrt sich die Zahl der Figurengrabdenkmäler, die an Stelle der ganzen Gestalt des Verstorbenen sein Halbbild oder seine Büste zeigen. Als Beispiele seien die Denkmäler der Bischöfe Andreas von Jerin (1585—96) und Sebastian von Rostock (1664—71) im Breslauer Dome, sowie der Figurengrabstein des Kanonikus Gebauer († 1646) ebenda angeführt. Hier ist der Verstorbene, ein tüchtiger Prediger, auf einer Kanzel stehend dargestellt.

<sup>1)</sup> Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, 4. Bd., S. 92.



Während die Hauptteile unseres Werkes aus rotem Salzburger Marmor bestehen, sind die das Mittelstück flankierenden Doppelsäulen oben aus Serpentin, im unteren, reich skulptierten Drittel aus Alabaster. Etwas schwer wirkt der Aufsatz, der aus der Inschrifttafel und dem Wappen des Bischofs besteht, das zwei liegende Genien mit Fruchthörnern flankieren. Rechts und links davon sehen wir die Vollfiguren der Patrone des Breslauer Domes und der Neisser Pfarrkirche, Johannes den Täufer und den älteren Apostel Jakobus in der früher so beliebten Auffassung als Pilger.

Gleichsam als wollten sie Beispiele zur Entwicklung des Grabmals im 16. Jahrhundert bieten, sind die zuletzt behandelten Neisser Denkmäler im Aufbau ganz verschieden. Gemeinsam aber ist ihnen allen die edle Formengebung des Renaissancestils.

Es ist das urewige Gesetz der Entwicklung im Weltenlauf, daß alles Menschenwerk sich überlebt, daß es in andere Formen übergeht, die wir, wenn wir ihnen gerecht werden wollen, mit den Augen ihrer Zeit betrachten müssen. So lebte sich auch die Renaissance mit der Wende des 16. Jahrhunderts aus und machte der Formengebung Platz, die wir als Barock zu bezeichnen pflegen.

Noch giebt es sehr viele unter uns, die im Bann einer ästhetischen Anschauung, die überwunden sein sollte, den Begriff Barock als etwas Minderwertiges empfinden. Giebt es doch noch heut Kunstgeschichten, die die Folgezeit nach dem Absterben der Renaissance nur summarisch behandeln. Es ist hier nicht der Platz, auf die tieferen Ursachen solcher Anschauungen einzugehen, die z. T. auf ganz anderem Felde als dem der reinen Kunst liegen. Wer aber die Bethätigungen des menschlichen Geistes als notwendige und in sich begründete Ergebnisse der geschichtlichen Entwicklung betrachtet, der wird nicht im Athen des Perikles, im Florenz und Rom der Renaissance die absolut höchste Kunstformen erblicken, der wird in ihnen vielmehr nur Höhen sehen, zwischen denen sich Thäler ausdehnen, die ebenso ihre eigentümliche Schönheit haben, wie jene. So sehen wir im Barock nicht einen Verfall, sondern notwendige Weiterentwicklung, die ihre Berechtigung in sich hat. Von diesem Standpunkte aus werden wir auch den noch zu besprechenden beiden Neisser Denkmälern gerecht werden.

Zunächst kommt das des Bischofs Johannes VI. von Sitsch (1600—08) in Betracht, das als gewaltiges Epitaph eine Wand der von ihm erneuerten Heinrichskapelle schmückt. Mehr noch wie das des Kaspar von Logau hält es die Grundform des Renaissanceepitaphs fest; zu den Figurengrabmälern aber muß es wegen der überlebensgroßen Figur des Bischofs gerechnet werden, der hier ebenfalls wie in den beiden seinerzeit beschriebenen Denkmälern, auf den einen Arm gestützt, in voller Amtstracht ruht. Wie im Aufbau so

muß auch den Einzelformen nach das Grabmal als ein Erzeugnis des Überganges aus der Renaissance in den Barockstil angesehen werden, das jenem noch näher steht als diesem. Die Häufung der Gliederungen, das bewußte Streben nach höherer Repräsentation weisen vor allem auf die Veränderung im Stil hin. Auch die Engelsfigürchen, die vier Heiligen gestalten lassen einen gegen früher sich ändernden Geschmack erkennen.

Überreich ist das flächenschmuckwerk an den Pilastern und den größeren flächen der Architektur, das Schnörkelwerk an den Seiten. Alles in allem eine prächtige Schöpfung, in der das steigende Wachsen der Fürstengewalt jener Zeit einen entsprechenden Ausdruck sucht und findet.

Ein größeres Bischofsgrabmal des ausgesprochenen Barockstils besitzt die Meißner Pfarrkirche nicht. Es sei dafür als Beispiel auf das des Bischofs Friedrich, Landgrafen von Hessen (1671—82), im Breslauer Dome hingewiesen, das sich in der von ihm erbauten Elisabethkapelle an der Südost-ecke der Kathedrale erhebt. Oder besser gesagt: Diese selbst ist sein Grabmal, in das sich das eigentliche Denkmal als organischer Teil meisterhaft einfügt.

Friedrichs Vorgänger, Sebastian von Rostock (1664—71), hatte gleichfalls im Dome der Bischofsstadt an der Oder Grab und Grabmal gefunden. Drei Jahre nach seinem Tode aber errichtete ihm der Domkustos Prälat Heymann in der Meißner Pfarrkirche ein Epitaph zur Sühne dafür, daß er ihn bei Lebzeiten heftig angegriffen hatte. Das ist das jüngste und letzte Bischofsdenkmal unserer Kirche.

Eine in großen Formen umrahmte Inschrifttafel bildet den Hauptteil. Zwei Füllhörner und Blumenmotive, großzügig aufgefaßt, flankieren darüber das in ein Oval eingeschlossene lebensgroße Reliefbild des Verstorbenen. Es ist ein charakteristisches, strenges Antlitz, das mit seinem Schnurr- und Knebelbart bei einem Geistlichen den modernen Beschauer so ungewöhnlich annutet. Vor dem Bildrelief sitzt auf dem oberen Sims der Inschrifttafel ein pausbäckiger Knabe und hält das von einer Kartusche umschlossene Familienwappen der Rostock.

Mit diesem Denkmal schließen wir unsere Betrachtung. Sie hat uns nicht nur die Meißner Grabmäler der Herren des goldenen Bistums vorgeführt, sie ist vielmehr zu einer kurzen Geschichte des Grabmals geworden. Durch drei Jahrhunderte hat sie uns hindurch geleitet. Wir sahen die künstlerischen Formen wechseln. Aber diese Formen sind zugleich der Ausdruck des Geistes ihrer Zeit. So sind die besprochenen Werke nicht nur mehr oder minder hervorragende Kunstwerke, sie sind zugleich geschichtliche Dokumente, die in eindringlicher Weise zu dem reden, der ihre Sprache versteht.

---

## Die Tuchmacher in Peiskretscham.

Ein Beitrag zur Geschichte des Handwerks in Oberschlesien.

Von

Dr. Joh. P. Chr3a3c3 in Peiskretscham.

### I.

#### Vorpreussische Zeit.

Im zwölften Jahrhundert wanderten aus den Niederlanden Kolonisten in Schlesien ein. Von diesen Einwanderern ist nun die erste Kunde der Tuchweberei, worin die Flandrer Meister waren, nach Schlesien gekommen, und die Flandrer haben vermutlich auch den Stamm gebildet für die Tuchmacher-Kolonie, die später als Breslauer Neustadt ein besonderes Stadtrecht erhielt.<sup>1)</sup>

Im dreizehnten Jahrhundert erreichte die Kolonisation Schlesiens den Höhepunkt. In die nach deutschem Recht gegründeten oder nach deutschem Recht umgeformten Städte zogen Handwerker ein, unter ihnen die Tuchmacher. Die Handwerker bildeten den Kern der städtischen Bevölkerung.

In der Stadt Tost sind Tuchmacher schon im Jahre 1550 nachweisbar. In diesem Jahre vermachte nämlich der Kanonikus Johann Kokors seine Walkmühle dem dortigen Hospital.<sup>2)</sup>

In der nahe bei Tost gelegenen Stadt Peiskretscham werden Tuchmacher 1586 erwähnt und zwar in dem Urbarium, welches damals verfaßt wurde. Es erscheinen hier nämlich Namen, wie Fricek Sufenik (Friedrich, der Tuchmacher), Agnes Sufeniczka (Agnes, die Tuchmacherin). Es ist dies wohl die älteste Erwähnung von Tuchmachern in Peiskretscham.

Es ist indessen möglich, daß die Tuchmacher schon früher in Peiskretscham angesiedelt waren, vielleicht schon seit der Zeit, als der Ort Stadtrecht erhielt, also etwa um 1300.

Ob die Tuchmacher in Peiskretscham nur einzeln auftraten oder schon eine geschlossene Zunft bildeten, muß aus Mangel an Urkunden dahingestellt bleiben.

Erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts läßt sich eine geschlossene Tuchmacherzunft in dem Städtchen nachweisen. Im Jahre 1727 wurde nämlich ein Zunftbuch angeschafft, welches sich im Magistratsarchiv zu Peiskretscham jetzt noch vorfindet und das uns auch aus früheren Jahren, seit 1715, nachträgliche Nachrichten aufbewahrt hat.

<sup>1)</sup> Grünhagen, Geschichte Schlesiens I 21.

<sup>2)</sup> Chr3a3c3, Geschichte der Städte Peiskretscham und Tost. 1900. 191.

Das Junftbuch iſt bis etwa 1800 polniſch geſchrieben, dann deutſch.

Aus dem Junftbuch erfahren wir, daß von 1715—1727 nur ſechs Meifterernennungen ſtattgefunden hatten. Die Junft war alſo ſchwach. Sie mag nur ſechs Mitglieder, wie ſpäter auch, gezählt haben. An der Spitze derſelben ſtanden 1715 die Junftmeiſter Georg Filipek und Martin Knura, 1727 Johann Kott und Georg Filipek.

Eine Eintragung aus dem Jahre 1727 begründet die Anſchaffung des neuen Junftbuches mit dieſen Worten (polniſch): „Pax vobis. Wegen verſchiedener Unordnungen, die bisher vorgekommen ſind, iſt dieſes Junftbuch oder Protokoll angeſchafft worden, damit die Eintragungen nicht mehr auf einzelnen Blättern oder kleinen Regiſtern erfolgen müßten und damit nichts verloren geht oder in der Junftlade (po ſławnej pokładnicy) geſucht werden müſſe. Hier nun folgt das Verzeichnis der Brüder: Johann Kott erſter Junftmeiſter, Georg Filipek zweiter Junftmeiſter, Jakob Wypior, Friedrich Jakubczyk, Jakob Dworaczek, Johann Windiſch.

Zur Zeit dieſer Brüder ſind viele Sachen angeſchafft worden: zuerſt Lichtträger (postawniki) in der Pfarrkirche, dann Geräte zu Begräbniffen, Stricke zum Hinablaſſen der Leiche, gracia, ryl, łopata. Auch dieſes Junftbuch, welches in Breslau 15 Groschen gekoſtet hat. Dann zwei Feuerhaken, zwei Leitern zum Löſchen des Feuers. Und dies alles muß geſchont werden, denn es iſt uns nicht leicht geworden, dies anzuschaffen und wir mußten alles teuer bezahlen. Auch dürft ihr aus dieſem Buche kein Blatt herausreißen.“ —

Man ſieht aus dieſer Eintragung, daß ſeit 1715 oder 1727 neues Leben in die Junft einkehrte. Die Junftmeiſter begruben ſelber die Leichen, da es keinen beſonderen Totengräber gab; ebenſo ſorgten ſie für Feuerwehr.

Ferner iſt intereſſant, unter welchen Bedingungen ein Gefelle zum Meiſter wurde. Am 26. Dezember 1727 begehrte Georg Slesiona das Meiſterrecht, da er, wie es erforderlich iſt, zwei Jahre auf Wanderschaft geſeſen. Er giebt den Meiſtern zum Veſperbrod und für das Meiſterſtück 8 Thaler 2 Achtel Bier. Dieſes Bier wurde piwo młodzieńskie (Junggeſellenbier) genannt.

Daß in der That um 1727 die Tuchmacher ſich mehr denn früher zu bethätigen begannen, zeigt auch folgende Eintragung im Junftbuch: „Im Jahre 1728 ließ uns die Grundherrſchaft eine Walke (kolusz) in der Unter-Vorſtadt bei der Godolowski-Mühle erbauen.<sup>1)</sup> Zu dieſer Zeit iſt der regierende Grundherr Graf Franz Karl Kottulinsky von Kottulin,

<sup>1)</sup> Die Unter-Vorſtadt heißt jetzt die Meſter-Vorſtadt. Die Grundherrſchaft verkaufte im 19. Jahrhundert dieſe Mühle, welche gegenwärtig der Müller Kortyſka beſitzt.

Landeshauptmann in Groß-Glogau. Früher war die Walke in Klein-Datschin bei (dem Müller) Georg Golabek für 8 Thaler (jährlich) für die ganze Zunft und war das Wasser für die Tuchmacher zuerst; wenn die Brüder walken kamen, mußte der Müller ihnen sogleich das Wasser überlassen, so daß die Brüder zuerst mit dem Wasser walken konnten."

Jene Walke bestand bis 1798.

Schon zur Zeit der österreichischen Regierung wurden Tuch-Reglements erlassen. Darauf bezieht sich die Angabe im Zunftbuch: „Am 26. Dezember 1729 wurden die Brüder deputiert von der Tuchmacherzunft, um die Tücher zu reglementieren oder die bleiernen Abzeichen an die Tücher zu befestigen: welcher Auftrag vom Herrn August Piskorek aus Troppau ergangen ist. Letzterer war damals Tuch-Inspektor.“

Die beiden Zechmeister wurden jedes Jahr im Januar neu oder wiedergewählt und hierauf vom Magistrat vereidet.

Am 16. Oktober 1751 erschien das kaiserliche General-Handwerks-Patent, durch welches die Verfassung aller Zünfte in Schlesien bedeutend verändert wurde. Da bei den Versammlungen der Zünfte nicht selten Trunksucht und Zänkereien vorgekommen waren, so sollte von jetzt ab jeder Versammlung ein Deputatus des Magistrats beiwohnen. Die Anwesenheit dieses Deputierten, der als Aufpaffer und Spion angesehen wurde, empfanden die Meister mit Widerwillen. Trotzdem wurde das Patent nicht aufgehoben, sondern durch die sogenannten General-Zunfts-Artikeln vom 5. Januar 1759 von neuem eingeschärft und erweitert.

Es war eben die Zeit, wo auf allen Gebieten die absolute und centralisierende Richtung der österreichischen Regierung sich geltend machte! Des Zusammenhanges wegen sei bemerkt, daß die preußische Regierung das Patent (von 1751) und die Artikel (von 1759) weiter beibehielt. Nur die lästigen Meisterstücke schaffte Friedrich der Große 1747 ab.

## II.

### Die preußische Zeit.

#### 1. Anfang der preußischen Zeit. Beantwortung von 17 Fragen oder Indaganda.

„Die von König Friedrich mit einer beispiellosen, ewig bewundernswerten, bis ins Kleinste gehenden Fürsorge konsequent durchgeführte Überwachung des ganzen Gebietes von Handel und Industrie tritt uns in der Zeit nach dem großen (siebenjährigen) Kriege ganz besonders ausgeprägt entgegen. Bei des Königs Gesinnungen galt die Haupt Sorge der heimischen Gewerbsthätigkeit, die er

soweit zu entwickeln sich bemühte, daß sie alle nur irgend denkbaren Erzeugnisse menschlichen Kunstfleißes im eigenen Lande herstellte.“<sup>1)</sup>

Von der großen Fürsorge der preußischen Regierung für die Tuchmacherei in Peiskretscham legen die beiden Foliobände Zeugnis ab, welche diesen Erwerbszweig betreffen und im Staatsarchiv zu Breslau aufbewahrt werden, die Jahre 1751—1823 umfassend.<sup>2)</sup>

Mit freundlicher Genehmigung der Königlichen Archivverwaltung ist die folgende Darstellung meist aus den beiden Foliobänden geschöpft.

Das älteste Schriftstück ist ein Schreiben der Königlichen Domänen-Kammer zu Breslau vom 10. September 1751 an den Magistrat zu Peiskretscham. Hieraus ist zu ersehen, daß eine Tuch-Kommission die Tuchfabriken zu Ratibor revidierte, zu welcher Revision zwei Tuchmacher aus Peiskretscham erschienen waren. Diese empfingen bei dieser Gelegenheit eine Instruktion, an ihrem Orte eine gleichmäßige Untersuchung vorzunehmen. Der Magistrat wird nun beauftragt, wegen solcher Untersuchung das Erforderliche anzuordnen und demnächst nach Vorschrift der Indaganda ein Protokoll abzufassen und an die Domänen-Kammer nach Breslau einzusenden.

Die Zahl der vom Magistrat zu beantwortenden Fragen („Indaganda“) betrug 17. Der Auftrag wurde schon am 17. September 1751 erledigt. Die Beantwortung der Fragen wirft ein helles Licht auf die damaligen Zustände des Tuchmacherhandwerks nicht nur zu Peiskretscham, sondern teilweise in Oberschlesien überhaupt.

Auf die Frage, wie stark das Tuchmacherhandwerk jetzt sei und wie stark es im letzten Jahr der vorigen Landesregierung, nämlich 1740 gewesen, wird geantwortet: In dem Jahre 1740 sind bei hiesiger Tuchmacherzunft 9 Personen gewesen, nunmehr 6 ohne Gefellen geblieben, von denen zwei der Kriegs-Troublen wegen und wegen schweren Zeiten außer Landes emigriert sind und einer sich in Gleiwitz niedergelassen hat. Also 3 minus.

Auf die folgenden Fragen, welche im Wortlaut anzuführen zu umständlich wäre, erfolgen folgende Antworten:

Hierorts wird nur eine Sorte Tuch fabriziert, nämlich das einellige Futtertuch, so Boy genannt wird. Davon sind 1748 nur 40 sechzigellige Stück, 1740 aber 75 Stück verkauft worden. Ursache des minus ist, daß jetzt eine große Menge mährischer schlechter Tücher, die in gerin-

<sup>1)</sup> Grünhagen, Schlesien unter Friedrich dem Großen II. 529.

<sup>2)</sup> Acta specialia von Revision und Verbesserung der Tuchfabriken zu Peiskretscham. Vol. 1. 1751—1796. Acta von Revision und Verbesserung der Tuch-Manufakturen zu Peiskretscham. Vol. 2. 1797—1823 (im Ganzen 281 folio Seiten).

gerem Preise als die hiesigen Landestücher verkauft werden können, in das Land introduziert wird, was bei voriger Landes-Regierung aufs Schärfste inhibiert gewesen.

Hiesigen Orts fabrizierte Tücher sind niemals außer Landes verkauft, sondern in den nächstliegenden Städten zur Zeit der Jahrmärkte abgesetzt worden. Nun werden aber die mährischen, ebenfalls einelligen schlechten Tücher zu unserem größten Nachteil ins Land eingeführt, so daß in Zukunft keine Hoffnung ist, ein Stück Brot zu erwerben.

Entsprechend der 1748 emanirten Instruktion ist vom Magistrat als Tuch-Inspektor der Tuchmacher Johann Kott angestellt worden. Er versteht nur wenig die deutsche Sprache, alle übrigen sind „stockpolnisch“. Er besitzt nur die Tuch-Presse als sein Eigentum, dann und wann preßt er die schmalen Tücher. Er beaufsichtigt auch die Werkstätten.

Zu den hierorts gefertigten schmalen Tüchern wird die Wolle weder gelesen, sortiert noch geschlagen, sondern so wie sie von dem Lamm zu bekommen ist, verarbeitet. Keiner der Junft inkorporierten Tuchmacher darf sich der Sterblings-, Kürschner- und Gerberwolle bedienen.

Es wird das Möglichste beim Kämmen und bei der Grampelung der Wolle laut § 4 litt. B beobachtet. Was die Spinnerei anbetrifft, so bestreiten dergleichen Arbeit die Meister selber.

Es ist hier in der Vorstadt eine Walkmühle vorhanden, welche dem Dominium zu Toft gehört und für deren Benutzung jährlich 8 Reichsthaler 9 Groschen 7 $\frac{1}{2}$  Pfennige bezahlt werden.

Auf die Fragen, ob die Tuchschaue in der rechten Weise gehandhabt wird, antwortet der Magistrat, daß der Schaumeister Johann Kott die rohen und ungewalkten Tücher beschaut.<sup>1)</sup> Den hiesigen Tuchmachern ist das Streichen unbekannt, weil hier nur die schmalen und groben Tücher, nämlich Boy, auf den überdies schlechten Werkstätten gemacht werden. Das Tuch ist eine Elle breit und 60 Ellen lang.

Es giebt hier weder einen Streich-Meister, noch einen Tuchscherer; sondern die Tücher werden sogleich — sobald sie aus der Walke kommen — von dem Schaumeister Johann Kott in die Presse gelegt.

Auch giebt es hier keine Färberei, sondern jeder Meister färbt das Tuch nach seinem Gefallen.

<sup>1)</sup> Das rohe gewebte Tuch wurde vom Schaumeister beschaut, erst dann konnte es in der Walkmühle gewalkt werden. Aus der Walkmühle kam es auf die Rahmen zum Streichen, das Tuch wurde ausgespannt und glatt gestrichen oder mit der Schere geschoren. Zum Schluß kam es in die Presse, um die nötige Glätte zu erhalten. Das Streichen wurde in Peiskretscham erst später eingeführt.

Die übrigen Fragen (Indaganda) werden kurz beantwortet, daß sie auf die hiesigen Verhältnisse keine Anwendung finden.

Das Schriftstück ist vom Magistrat unterzeichnet: Fuchs Consul, Waffig, Dominik, Franz Notarius.<sup>1)</sup>

Am 9. November 1751 antwortet die Domänenkammer, daß sie den schlechten Zustand der hiesigen Tuchmacherei sehr ungern ersehen habe. Es sollen die jetzigen Tuchmacher zur Verfertigung gewöhnlicher Tuchsorten aufgemuntert und womöglich fleißige Meister nach Peiskretscham gezogen werden. Es soll ein Mitglied des Magistrats Tuch-Inspektor sein, Johann Kott soll als Schaumeister beibehalten werden, ihm noch ein anderer beigeßelt und beide vereidet werden. Der Magistrat soll auf genaue Beobachtung des Tuch-Reglements und der General-Tuchschau-Ordnung sein Augenmerk richten.

Den Tuchmachern gelang es nicht, so schnell und so genau die Vorschriften zu erfüllen. Der Magistrat wurde dafür verantwortlich gemacht und mit 6 Thalern Strafe belegt. Am 28. Mai 1754 richtet derselbe ein Gnadengesuch an den König um Erlaß jener Strafe und um die Vergünstigung, in Zukunft nicht jedes Vierteljahr, sondern halbjährlich die Schau- und Streichregister einzusenden zu dürfen.

Die Kammer erwiderte, daß mit Rücksicht auf das Vergangene die Strafe erlassen sei; dagegen wird der Magistrat angewiesen, die Tuch-Revisions-Protokolle, welche der Magistrat selber aufnehmen muß, nach den vorgeschriebenen Indagandis nebst den Schau- und Streichregistern halbjährlich bei festgesetzter Strafe richtig einzusenden.

Die folgenden Aktenstücke sind weniger interessant; sie enthalten die Beantwortung der Indaganda nach einem Wortlaut, der typisch und nur hin und wieder abgeändert wird. Der Inhalt ist im allgemeinen derselbe, den wir schon oben unter dem 17. September 1751 mitgeteilt haben.

Was etwa ein besonderes Interesse beanspruchen dürfte, ist folgendes:

Im Jahre 1755 berichtet der Magistrat, daß die Wolle zwar sortiert, auch gelesen, aber zu den einelligen Tüchern das Spitzen und Beschneiden nicht angewendet wird. Es ist jetzt ein Schaumeister und ein Streichmeister thätig, Johann Kott und Martin Parczik. Diese achten auf das Beschauen und Streichen der Tücher. Gesellen und Lehrlinge giebt es nicht. Was der Vater weiß, das vererbt er auf den Sohn. Es werden jetzt zwar keine feinen Tücher, aber doch mittlere Tücher und Futter-Tücher gemacht. Die Tücher werden blau gefärbt.

<sup>1)</sup> Den Magistrat bilden Galassik Consul, v. Fürstenmühl Proconsul, Tetzbiere Ratmann, Franz Notarius.



Der obige Bericht vom Jahre 1755 läßt doch seit 1751 schon einigen Fortschritt erkennen; denn es werden jetzt z w e i Sorten fabriziert.

In einem späteren Bericht (1763) heißt es: Die hiesigen Tuchmacher gebrauchen keine andere Wolle, als die aus den herumliegenden Dominiis, von denen sie die Winter- und Sommerwolle erkaufen. Die Wolle pflegen sie zu sortieren, lesen und rein zu machen. Schaumeister ist jetzt Franz Sleziona, Streichmeister Simon Jakubczek.

Der König erließ ein neues Tuch-Reglement, welches von Breslau aus am 2. Mai 1765 auch an den hiesigen Magistrat abgesandt wurde. Infolgedessen versammelte der Magistrat die Tuchmacher auf dem Rathaus und machte sie mit dem Inhalt des Reglements bekannt. Auch wurde ein Magistratsmitglied als Deputierter der Tuchmacherzunft beigegeben, um auf die Ausführung des neuen Reglements zu achten.<sup>1)</sup>

Hierauf erklärten die Tuchmacher: „Wir möchten gern dem Allerhöchsten Willen und dem neuen Reglement gemäß feine Tücher arbeiten; wir müssen aber gestehen, daß wir solche Arbeit nicht gelernt haben. Noch viel weniger haben wir Kenntnis, auf den „Wälschen Rädern“ die Wolle zu spinnen.“

Am 19. August 1765 berichtet der Magistrat dem Könige, daß der Ratmann Johann Schneider als Deputierter den Tuchmachern beigegeben sei. Die Tuchmacher haben jetzt eine neue aufgebaute Walke, in welcher sie die Tücher selber walken, weil hier kein Walker ist. Die Zahl der Tuchmacher beträgt 10.

Im Jahre 1766 stifteten die Tuchmacher in jedem Quartal eine Requial-Messe für die verstorbenen Mitglieder.

In der Beantwortung der Indaganda wird öfter darauf hingewiesen, daß es schwer sei, die erforderliche Wolle zu kaufen. So berichtet der Magistrat am 30. November 1768, daß die Tuchmacher zwar den Einkauf guter und feiner Wolle eifrig betreiben, ihnen aber Herr v. Ziemięzky auf Lubie allen Vorrat benähme und sie wegen ihrer „pauvrete“ die Wolle von Weitem nicht beschaffen können.

Etwas später — 1774 — wiederholen sie eine ähnliche Klage: Der Bürgermeister Elsner in Gleiwitz hätte in dem vorigen Jahre ihnen die Sommer-Wolle von Caminiez des Herrn von Strachwitz, und von Kottulin des Grafen v. Posadowsky von dessen Pächter Herrn v. Schweinichen weggekauft und nach Gleiwitz geführt.

In dem ersteren Berichte vom 19. August 1765 heißt es: Es sind hier viele Soldatenweiber, sie spinnen hinlänglich als kundige Spinnerinnen; und kein Meister entübrigt seiner Familie diese Arbeit. Die Walke ist

<sup>1)</sup> Die Anwesenheit eines Magistrats-Deputierten war schon 1751 vorgeschrieben, aber vielfach nicht eingehalten.

zwar in gutem Zustande (weil sie neu ist), die Auswinde-Maschine kann aber wegen Armut nicht angeschafft werden. Auch ist dieselbe nicht nötig, da hier nur lauter kurze Tücher fabriziert werden.

Die Auswinde-Maschine wurde auf Drängen der Domänenkammer bald darauf angeschafft.<sup>1)</sup>

Wie streng darauf gesehen wurde, daß nur reine Wolle zu den Tüchern verwendet wurde, zeigt folgender Vorfall: Der Tuchmacher Christian Richter war nach Peiskretscham zugezogen. Er ließ sich nun verleiten, Kuhhaare in die Wolle zu mischen. Der Magistrat meldete dies der Domänenkammer, und diese schrieb an den Stellvertreter Eger, unter dessen Aufsicht der Magistrat zu Peiskretscham gestellt war, am 5. April 1771: Dem Christian Richter ist wegen seiner Armut die verwirkte reglementsmäßige Geldstrafe zu erlassen, doch soll derselbe, „sein Verbrechen mit einem 40 stündigen Arrest bei Wasser und Brod büßen“.

## 2. Revision der Tuchmacherarbeit 1774. Heilsame Folgen derselben.

Am 24. September 1774 wurde in Gegenwart des Kriegs- und Stellvertreters v. Walspeck, dessen Aufsicht der Magistrat zu Peiskretscham jetzt unterstellt war, sowie des Magistrats und des Vorstandes der Tuchmacherzunft, im Auftrag der Domänenkammer vom Fabrik-Kommissarius Hartmann eine eingehende Revision der Tuchmacherei abgehalten, und zwar unter Zugrundelegung des Tuch-Reglements vom Jahre 1765 und eines anderen „Reglements wegen Verbesserung der Schlesiſchen Tuchfabriken“ vom 15. April 1774.

Das Protokoll hierüber ist nach dem Schema der Indaganda abgefaßt und wiederholt zum größten Teil nur die früheren Angaben, die wir bereits kennen.

Die Tuchmacher kauften die Wolle, wo sie solche aufkaufen konnten, im vorliegenden Falle auf den Gütern des Dominiums Toſt und in Tworog. Auch jetzt noch wurden nur zwei Sorten Tuch fabriziert, mittlere und ordinäre Tücher.<sup>2)</sup> Die Wolle wurde nicht geschlagen, sondern durch Kämmen zugerichtet und gereinigt. Dagegen lag die Wollspinnerei ganz darnieder; neben dünnen Fäden gab es sehr starke, so daß das Tuch — wie auch eine beigegefügte Probe erwies — ganz ungleich war.

<sup>1)</sup> Auffallend ist es, daß es im Berichte am 1. Dezember 1771 heißt: „Die Auswinde-Maschine kann wegen pitantabler Umstände hiesiger Tuchmacher nicht angeschafft werden!“ Der Widerspruch löst sich vielleicht dadurch, daß diese Maschine zeitweise in der Walke von anderwärts geborgt war.

<sup>2)</sup> Bald nachher heißt es, daß drei Sorten fabriziert würden! Bei der letzteren Angabe wurden die mittleren Tücher in zwei Sorten zerlegt, in gewöhnliche mittlere Tücher und in etwas bessere mittlere Tücher. Die dritte Sorte waren die ordinären Tücher.

Wegen des schlechten Gespinnstes entschuldigten sich die Tuchmacher mit dem Mangel einer Spinnshule. So lange hier eine Spinnshule fehle, müssen die Tuchmacher sich mit dem Gespinnst begnügen, wie ihnen solches von den Spinnern geliefert werde. Sie bitten daher, daß hier eine Spinnshule errichtet werde.

Der Magistrat wurde nun angewiesen, für die Einrichtung einer Spinnshule zu sorgen und auf jeden Fall darauf zu achten, daß die Tuchmacher kein so grobes Gespinnst mehr zu dem Tuche verarbeiten, weil sonst das Tuch von den Jahrmärkten als unverkauft retour gehen müßte.

Bei der Revision behaupteten die Tuchmacher, daß sie beim Walken vorschriftsmäßig Füllerde gebrauchten, jedoch nur bei zwei Sorten von Tüchern. Die Füllerde holten sie aus Kunary. Im übrigen walkten sie die Tücher nur mit kaltem und warmem Wasser. Der Walker Gottlieb Schatte weichte die Tücher in einem mit Füllerde angefüllten Schaffe ein; in Zukunft sollte ein Trog angeschafft werden.

Auch die Schau der Tücher wurde bemängelt. In Zukunft solle ein Schaumeister morgens von 8—9 Uhr die Schau der rohen Tücher, ein anderer Schaumeister nachmittags von 2—3 Uhr die Schau der gewalkten Tücher vornehmen. Der Rahmen, auf welchen die Tücher zum Abtrocknen aufgehängt und ausgespannt wurden, dann die Register oder das Verzeichnis der beschauten Tücher, deren Siegelung und dergleichen wurde gleichfalls getadelt.

Die Tuchmacherei betrieben damals 13 Meister, 6 Gesellen und 2 Lehrlinge. Letztere lernten das Handwerk durch 4 Jahre.

Als dringendste Forderung bezeichnete der Revisor, Fabrik-Kommissarius Hartmann, die Verbesserung der Tuchschau und Vermehrung der Spinner.

Die heilsamen Folgen der Revision sind nicht ausgeblieben. Denn im Dezember 1775 kann schon berichtet werden: „Jetzt haben die Tuchmacher keinen Mangel an Spinnern, weil sich die Soldaten-Weiber mit dem Garn- und Wollspinnen befassen und wenn der eine oder der andere Spinner aus der Stadt oder Vorstadt das Garn nicht recht, wie sich's gehört, zu spinnen weiß, so wird er vorgefordert und in dem Garnspinnen in des Zechmeisters Haus unterwiesen“. Auch die Schaumeister thaten ihre Schuldigkeit; die Siegelung der Tücher wurde vorgenommen.

Bald darauf — 18. Dezember 1776 — wandten sich die Tuchmacher an den König mit der Bitte, ihnen zum besseren Betrieb ihrer Tuchfabrik 2000 Gulden aus dem Manufakturfond auf zwei Jahre zu borgen. Man sieht, daß sie die frohe Hoffnung auf ein weiteres Emporblühen ihres Gewerbes hatten. Auch ein Tuchscherer, der bisher gefehlt hatte, fand sich jetzt ein. Die Bitte um jene 2000 Gulden wurde im nächsten Jahre 1777 erneuert.

Dem Schreiben vom 8. April 1777, in welchem sie die genannte Bitte wiederholten, wurden 16 verschiedene Proben der in Peiskretscham fabrizierten Tuche beigelegt. Die Proben sind noch erhalten und den Akten beigelegt, so daß wir durch Augenschein nach 125 Jahren die Beschaffenheit der Tücher beurteilen können. Die ersten fünf Proben sind dunkelblau, das Tuch ist feingelätet und stark, offenbar also sehr fest. Die nächsten fünf Proben sind hellblau und weniger glatt; unter den nächsten Proben finden sich weiße, grüne, gefleckte Tuche. Alles in allem, auch nach den jetzigen Begriffen, die wir von Tuchen haben, eine vorzügliche Ware!

Allem Anschein nach waren jene Tuche, welche damals fast ausschließlich durch Menschenhand unter sorgsamer Kontrolle der königlichen Behörden hergestellt wurden, viel besser, wärmer und dauerhafter, als unsere gegenwärtige Fabrikware.

Die Notizen, welche zu den einzelnen Tuchproben beigelegt wurden, lassen erkennen, daß die meisten Tuche 2 Ellen breit und 30 bis 32 Ellen lang waren. Der Preis für die Elle schwankte zwischen 14 Silbergroschen und einem Reichsthaler.

Wir irren nicht, wenn wir die verhältnismäßige Güte der Tuche als eine Folge der Revision vom Jahre 1774 bezeichnen.

3. Neue Revision 1797. Aufschwung des Tuchmachergewerbes gegen Ende des Jahrhunderts. Mangel an Absatz 1803. Teuerung in Oberschlesien. Verhandlungen wegen des Tuchverkaufs en gros.

In den nachfolgenden Jahren nahm die Zahl der Tuchmacher durch Zuzug von auswärts und dadurch, daß viele Bürger ihre Söhne das Tuchmachergewerbe erlernen ließen, bedeutend zu. Im Jahre 1797 gab es 38 Tuchmacher.

In demselben Jahre 1797 wurde in Gegenwart des Kriegs- und Steuerrat v. Below, der Vertreter des Magistrats und der Tuchmacher von dem Tuch-Revisor Schüler aus Breslau wiederum eine Revision abgehalten, wie solche 1774 stattgefunden hatte. Die Revision schloß sich auch jetzt an die „Indaganda“ an. Einige Angaben beanspruchen ein allgemeines Interesse.

Die Tuchmacher erkaufen die Wolle in der Umgegend und von den Juden, welche sie aus Süd-Preußen hierher bringen.

Die Spinnerei läßt viel zu wünschen. Die Domänenkammer möge eine Beihilfe zur Einrichtung einer Spinnenschule geben, auch den umliegenden Dominiis anbefehlen, daß sie einige Mädchen in die Lehre zum Spinnen schicken möchten, um die Tuchfabrikation besser treiben zu können. Jetzt

wird nur im Winter von den armen Leuten in den Vorstädten ein wenig gesponnen, im Sommer ganz wenig, weil sie die Feldarbeiten bestreiten müssen.

Die Tuchwalke, welche 1765 sich im guten Zustand befand, war 1797 schon ganz schlecht und dem Einsturz nahe. Das Dominium Cost, beziehungsweise Graf Gaschin als Besitzer desselben, soll dieselbe reparieren. Das Wasser zum Walken genügt auch nicht. Wenn die Tücher gewalkt werden, muß die Arbeit aus Mangel an Wasser eingestellt werden, weil dasselbe bei den gräßlichen Eisenwerken (in Peiskretscham) aufgehalten wird. Diese Übelstände sind umsomehr zu beklagen, weil die Zahl der Meister alle Jahre zuwächst. —

Man ersieht aus dem Revisionsprotokoll, daß der Absatz an Tüchen ein guter war. Wäre eine Spinnschule und eine gute Tuchwalke vorhanden, so könnten die Tuchmacher noch mehr fabrizieren. Preußen hatte damals Teile von Polen erworben, die Grenze für die schlesischen Produkte stand nach dem Osten offen. Daher der Aufschwung der Tuchmacherei gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Dominium zu Cost als Grundherrschaft von Peiskretscham und Besitzerin der Walkmühle, sollte diese reparieren. Dazu kam es indessen nicht, denn mit Hilfe einer königlichen Unterstützung von 1000 florin kaufte die Tuchmacherzunft am 25. februar 1798 die an der Grenze von Zawada an der Drama gelegene Sowa-Mühle mit den dazu gehörigen Äckern und Wiesen für 746 Reichsthaler 20 Silbergroschen. Die Getreidemühle wurde in eine Tuchwalke umgewandelt. Die frühere herrschaftliche Tuchwalke ging ein und die ursprüngliche Wassermühle wurde wiederhergestellt.<sup>1)</sup>

Der lebhafte Zuzug von Tuchmachern dauerte noch bis 1816; dann bleibt die Zahl der Tuchmacher ziemlich unverändert bis 1849.

Der Zuzug von neuen Tuchmachern hielt indessen mit dem Absatz der Tuche nicht immer gleichen Schritt. Nach etwa 50 Jahren, nämlich 1805, wird zum ersten Male wieder über mangelhaften Absatz Klage geführt. Am 25. April 1805 berichtet der Steuer- und Kriegsrat v. Below zu Tarnowitz an den König über die Ursachen des von den Tuchmachern zu Peiskretscham angezeigten schlechten Absatzes ihrer Tücher. Dieser Bericht ist ein so interessanter, weil er auch allgemeine Zustände zu Anfang des neuen Jahrhunderts berücksichtigt. Die Gründe sind:

„1. Die Teuerung der Wolle und deren Mangel, der eine folge der verminderten Schafzucht ist, und wodurch der Tuchmacher genötigt wird, die Preise zu erhöhen. Und

<sup>1)</sup> für das folgende ist neben den bereits erwähnten Akten des Staatsarchivs das Magistrats-Archiv in Peiskretscham benützt worden. — Noch sei bemerkt, daß um diese Zeit in den Zimmungsbüchern die polnische Sprache, früher ausschließlich im Gebrauch, der deutschen Platz macht.

2. der Umstand, daß in Peiskretscham kein Tuchkaufmann existiert, welcher einen Tuchhandel en gros ins Ausland exerzierte und den Tuchmachern ihre Tücher abnähme.

So lange die Tuchfabrikanten der kleinen Städte sich bloß darauf einschränken, ihre Tücher selbst auszuschnneiden, wird ihr stärkerer oder schwächerer Debit immer von Zeitumständen abhängen. Die in Oberschlesien seit 3 Jahren herrschende Teuerung und hohen Preise der Bedürfnisse zwingt alle Einwohner zur Einschränkung, und der Landmann, der doch im Grunde den stärksten Debit anschafft, muß wohl bei diesen Umständen darauf verzichten, seine Kleidung wie sonst zu renovieren.

Vorschläge zur Etablierung eines en gros-Händlers in Peiskretscham zu machen bin ich außer Stande, besonders da die Fabrikate der dortigen Tuchmacher noch nicht so vollkommen sind, daß sich solche zur Exportation qualifizierten. Wären die Peiskretschamer Tücher hierzu tauglich, so dürften die Tuchmacher nur mit den Plessischen in Unterhandlung treten, welche letztere die bei ihnen gemachten Bestellungen nicht bestreiten können.“ —

Infolge dieses Berichtes des Steuerrates v. Below beauftragte die Domänenkammer zu Breslau am 12. Mai 1803 den Kammerrat Bothe, auf Mittel zu sinnen, um den Tuchmachern in Peiskretscham größeren Absatz zu verschaffen. Er solle allenfalls mit den Kaufleuten zu Breslau Rücksprache nehmen, ob nicht diesen Tuchmachern Absatz ihrer Fabrikate hierher verschafft werden kann. Die Anfuhr der Tücher nach Breslau wird vorzüglich durch den künftiges Jahr zu stande kommenden Klodnitz-Kanal sehr erleichtert werden.<sup>1)</sup>

Kammerrat Bothe setzte sich nun mit verschiedenen Groß-Kaufleuten in Breslau in Verbindung, erklärte aber von vornherein, daß die in Peiskretscham fabrizierten ordinären Tuche, Boye und Flanelle, hier kein gangbarer Handelsartikel sind, sondern nur auf inländischen Jahrmärkten abgesetzt werden. Die Tuchmacher in Peiskretscham sollen nun von jeder Sorte Tuch ein Stück mit Bemerkung des Preises an den Fabriken-Inspektor Naacke einsenden. Es würden sodann die Tuche den Kaufleuten, allenfalls auch jüdischen Tuchhändlern, zur Ansicht vorgelegt werden können.

Hiernächst sollen die Tuchmacher zu Peiskretscham aufgefordert werden, neben ihren Ausschnitt-Tuchen andere, zum italienischen und russischen Handel tauglicher, besonders die  $\frac{3}{4}$  breiten und 28er zu

<sup>1)</sup> Durch Neu-Eröffnung des Bergbaues bei der Friedrichsgrube bei Tarnowitz 1784, durch Anlegung der Königshütte bei Chorzow und der Königin Luisegrube bei Zabrze, durch Bau der Königlichen Hütte in Gleiwitz und des Klodnitz-Kanals von Gleiwitz nach der Oder wurde der Grund zu der jetzt so großartigen und einzig dastehenden Industrie Oberschlesiens gelegt.

verfertigen, worauf ihre Gezeuge auch schon eingerichtet sind. Dann würden sie in Pleß und in Breslau, besonders wenn durch den Klodnitzer Kanal die Anfuhr hierher erleichtert würde, bald Absatz finden. Mit der Zeit würde sich auch, bei Bewilligung von Prozent-Geldern für die Peiskretschamer Tuche, an diesem Orte vielleicht ein Tuchkaufmann niederlassen und so diesem Orte so wie anderen oberschlesischen Tuchmanufaktur-Städten dadurch aufgeholfen werden können.

Der Steuerrat v. Below sandte nun die betreffenden Proben von Tuchen an den Fabrik-Inspektor Naacke nach Breslau; auch schrieb er zugleich in dem Berichte an den König (20. Sept. 1803), daß die Tuchmacher in Peiskretscham noch einen Vorschuß von 366 Thaler abzutragen und ihre Walke mit einem Kostenaufwand von 200 Thlr. in stand zu setzen haben. Hierzu tragen die neu anziehenden Tuchmacher bei, weshalb es nicht ratsam wäre, die Anzahl der Tuchmacher einzuschränken.

Die Tuchmacher in Peiskretscham mögen mit Bangigkeit dem Ausfall der Prüfung ihrer Erzeugnisse durch den Fabrik-Inspektor Naacke zu Breslau entgegengesehen haben. Wie fiel diese Prüfung aus?

Am 19. Oktober 1803 berichtet hierüber Naacke an des Königs Majestät: Die Groß-Kaufleute, denen die Proben des Peiskretschamer Tuches vorgelegt worden, haben wider die Güte der Wolle und die Tuchmacherarbeit selbst nichts einzuwenden. Aber die Länge und Breite der Tücher ist nicht von der Art, daß sie zum ausländischen Handel gebracht werden können. Die Tücher sind in der Walke nicht rein ausgewaschen und zu teuer.

Wollen sich nun die Peiskretschamer Tuchmacher künftig darauf einrichten und dabei die Tuche reiner walken, so werden sie so gut wie andere auf hiesigem Platz (in Breslau) einen sicheren Absatz finden, außerdem aber steht ihnen nicht zu helfen, und sie müssen sich bloß mit dem Verschleiß begnügen, den ihnen der Ausschnitt in dortiger Gegend verschaffen kann.

Als den Tuchmachern in Peiskretscham der Inhalt des Naacke'schen Prüfungsergebnisses vom Magistrat eröffnet wurde, erklärten die Tuchmacher: daß sie völlig abgeneigt seien, ihre Fabrikate nach Breslau zu senden, indem die Wolle täglich im Preise steige und sie unmöglich bei den von Naacke festgesetzten Preisen bestehen können; sie leisten vielmehr auf die Offerte Verzicht und wollen sich mit dem Verkauf der Tücher en detail begnügen, indem sie dabei bei weitem mehr profitieren, als im Ganzen (en gros); auch könnten sie gegenwärtig über keinen schlechten Abgang sich beschweren.

Man ersieht hieraus die große Geneigtheit der Königlichen Regierung, den Tuchmachern in Peiskretscham zu helfen; anderseits aber auch die nicht ungünstige Lage des Gewerbes zu Anfang des neuen, neunzehnten Jahrhunderts, trotz der erwähnten, vorübergehenden Störung.

#### 4. Günstige Lage der Tuchmacher zu Anfang des neuen Jahrhunderts.

Die günstige Lage der Tuchmacher in Peiskretscham wird auch dadurch beleuchtet, daß der Zuzug von neuen Tuchmachern nicht aufhörte, obgleich verhältnismäßig horrend Abgaben den neu Eintretenden auferlegt wurden. Sehen wir uns diese Leistungen an; sie sind geeignet, das innere Leben innerhalb der Tuchmacherzunft einigermaßen darzulegen.

Der neu Eintretende heißt der Jungmeister. Er mußte wander wystać, das heißt auf Wanderschaft gewesen sein. Dann mußte er według umowy, nach Verabredung, mehrere Thaler in die pokładnica, die Zunftlade, geben, gleich oder in mehreren Raten. Bei der Aufnahme ging es heiter zu, denn der Jungmeister spendete tronku ćwierćki piwa, ein Viertel Bier zum Trunke. Ohne tronk ging es niemals ab. Mancher gab wiadro piwa, einen Eimer Bier, mancher nur ein Viertel. Im Jahre 1776 tritt zum ersten Male auch Branntwein auf. So heißt es von einem Jungmeister, daß er piwa 1/8 achtel wystawił 1/2 garniec wodka also daß er ein Achtel Bier und einen Topf Branntwein spendete.

Es wird von 1776 ab üblich, ein Achtel Bier und einen Topf Branntwein bei der Aufnahme in die Schar der Meister zu geben. Besonders splendid ist, Matys Kayla z Gleiwic rodem — Matthias Keil aus Gleiwitz gebürtig, der ein Achtel Bier und zwei Töpfe Branntwein giebt. Natürlich konnten die Nachfolgenden nicht zurückbleiben; sie stellten auch, wenige Ausnahmen abgerechnet, ein Achtel Bier und zwei Töpfe Branntwein. Andererseits ist dies wohl auch ein Zeichen, daß die Anzahl der Meister zunahm, so daß ein Topf Branntwein nicht ausreichte. Auf jeden Fall ist die Einführung des Branntweins in die Zunft kein erfreuliches Zeichen. Der Branntwein, dieser Wegebereiter des Elends und des Todes, begann damals seine furchtbare Geißel über Oberschlesien zu schwingen, eine Geißel, welche bekanntlich um 1840 den Höhepunkt ihrer Verwüstungen erreichte.

Die Gebühren an barem Gelde, welche in die Zunftlade flossen, waren anfangs mäßig, dann auf 10 Thaler erhöht. Mit dem besser gewordenen Absatz der Tücher, also gegen Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, stieg diese Summe 1800 auf 50 Gulden; doch kamen auch 30, ja nur 25 Gulden vor. Thomas Sifora aus Mistek



mußte 100 Thaler zahlen (1810)! Dem Matthias Szczeponik von hier wurde am 25. Februar 1810 das Meisterrecht für 100 Thaler erteilt. Johann Clemens aus Leipnik in Mähren zahlte 1810 auch 100 Thl., Anton Colga 1811 ebenfalls 100 Thaler.

Es waren das in jener geldarmen Zeit in der That recht hohe Gebühren. Mithin müssen die Vorteile, welche die Zugehörigkeit zur hiesigen Tuchmacherzunft bot, verhältnismäßig groß gewesen sein.

Den höchsten Betrag entrichtete am 26. Dezember 1815 der Tuchmachergeselle Ignaz Strzodka. In der Aufzeichnung über seine Aufnahme heißt es: „Erscheint vor die versammelte Tuchmacherzunft der Tuchmachergeselle Ignaz Strzodka und bat, nachdem er schon sein Meisterstück abgeführt, wir wollen ihn für einen Mitmeister annehmen, welches wir ihm nicht abschlagen wollten. Er hat zu prästieren:

für Meisterrecht . . . . .	10	Thlr.	15	Gr.
Auf Leichentuch und Mäntel . . . . .	5	„	15	„
Auf Wachs . . . . .	2	„	—	„
Kirchenbänke und Chor . . . . .	—	„	15	„
Feuerinstrumente . . . . .	—	„	22	„
Auf die Walkmühle . . . . .	100	„	—	„
Auf die Schönfärberei . . . . .	10	„	—	„
Den Zechmeistern und dem Assessor . . . . .	2	„	5	„
Dem Junft-Notarius . . . . .	5	„	—	„

Sa. 150 Thlr. — Gr.<sup>1)</sup>

Welches er mit größtem Vergnügen bewilliget und zugleich 70 Thlr. bar erlegt und das Residuum auf künftiges Oster-Quartal zu erlegen versprochen. Er wurde als Meister angenommen und ins Protokoll eingeschrieben.“

Neben dem Gelde hatte der Jungmeister das übliche Bier und den Branntwein zu geben.

Gerade die Aufnahme des Ignaz Strzodka ins Meisterrecht zeigt, wofür die Tuchmacher zu sorgen hatten. Sie mußten die 1000 Gulden, die sie zum Ankauf der Walkmühle 1798 von der Regierung geborgt hatten, zurückzahlen — im September 1803 betrug dieser Vorschuß noch 366 Thlr. Das Geld hierfür und für die anderweitigen Bedürfnisse der Walkmühlen brachten die Jungmeister auf. Bei Begräbnissen der Mitglieder und ihrer Angehörigen trugen die Leichenträger besondere Trauermäntel; diese, sowie verschiedene Kirchenbedürfnisse wurden aus der Vereinslade bezahlt. In der Kirche hatten die Tuchmacher ein besonderes Seitenchor mit Bänken, welches heut noch das Tuchmacherchor heißt.

<sup>1)</sup> Die Rechnung stimmt nicht genau.

Das Unglück des preussischen Staates nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt 1806 mag auch auf das hiesige Tuchmacherhandwerk übel eingewirkt haben. Die Gewerbefreiheit zerriß die bisherige Geschlossenheit der Tuchmacherzunft. Vielleicht seit 1811, jedenfalls aber seit 1816 kommt der Zuzug der fremden Tuchmacher zum Stillstand. Von 1816 bis 1849 bestehen ziemlich unveränderte und zwar keineswegs ungünstige Verhältnisse.

### 5. Die dritte Revision 1811. Flor der Tuchmacherei.

Im Jahre 1811 wurde die Tuchmacherei hierselbst wieder revidiert, wie bereits in den Jahren 1774 und 1797. Der Revisor Schiebel verfaßte am 18. Dezember 1811 einen Bericht, betreffend Verbesserung der Tuchfabrikation sowohl im allgemeinen als auch insbesondere in den Städten Peiskretscham und Neustadt. Dieser Bericht ist für die Art und Weise, wie die Tuchfabrikation damals in Schlesien betrieben wurde, überaus wichtig. Uns interessiert derjenige Teil des Berichtes, der sich auf Peiskretscham bezieht.

Der Revisor schreibt: „Bei meiner Reise durch Oberschlesien berührte ich auch die Städte Peiskretscham und Neustadt. Es würde gut sein, wenn ich von ersterer Stadt sagen könnte, die Tuchfabrikation sei dort noch in der Kindheit — sie ist in der höchsten Verdorbenheit!“

Als besondere Übelstände hebt er hervor die enorme Höhe von 100 Thalern, welche der Jungmeister zahlen müsse, wodurch junge thätige Leute von der Ansiedlung in Peiskretscham abgehalten werden. Ferner die schlechte Beschaffenheit der kalk- und erdhaltigen Walkerde, den Mangel eines tüchtigen Walkers und den Umstand, daß die Wolle nur auf kleinen Rädern gesponnen werde. Diese seien abzuschaffen, die holländischen Räder und die Haspel einzuführen.

Das Gutachten des Revisors Schiebel nahm die Domänenkammer auf und beauftragte am 8. Januar 1812 den Steuerrat (von Below), dafür zu sorgen, daß jene Übelstände beseitigt würden.

Wenn dem Revisor Schiebel der Zustand der hiesigen Tuchmacherei als höchst verdorben erschien, so ist dabei nicht zu übersehen, daß er sein Urteil von dem hohen Standpunkte fällte, welchen die Technik der Tuchmacherei damals überhaupt schon erreicht hatte. Er übersah es ferner, daß die hiesigen Tuchmacher nicht für den großen Export arbeiteten, sondern für die inländischen Jahrmärkte. Sie fanden hierbei, wie sie 1803 erklärt hatten, ihr gutes Auskommen.

Was die hohen Meisterrechtsgebühren von 100 Thalern anbetrifft, so erklärte die Domänenkammer unter Berufung auf das Edikt vom

18. April 1747 und dessen Erneuerung vom 23. März 1810 (die Ermäßigung der Meisterrechtsgebühren anlangend): ein sich etablierender Tuchmacher in Peiskretscham solle nur 4 Thaler bezahlen und die Walke gegen eine Einigung mit den Tuchmachern benutzen, oder, wenn eine solche nicht erzielt werden könne, an einem anderen Orte walken. Ebenso brauche er die Tücher nicht in der Peiskretschamer, der Tuchmacherzunft gehörigen Schönfärberei färben, sondern wo er wolle.

Wäre nicht durch die Gewerbefreiheit der Zunftzwang aufgehoben worden, die Domänenkammer hätte sicherlich ganz anders entschieden!

Nach Auflösung der Domänenkammer in Breslau, von welcher Oberschlesien verwaltet wurde, trat 1815 die Königliche Regierung zu Oppeln ins Leben. Die Städte standen jetzt nicht mehr unter Aufsicht des Stellerrats, sondern des Landrats und in weiterer Instanz unter der Königlichen Regierung zu Oppeln.

Als erstes Schreiben der Königlichen Regierung zu Oppeln erscheint ein solches vom 2. September 1816, in welchem sie den Magistrat zu Peiskretscham auffordert, den Schaumeistern bei Verfertigung der Tücher kräftigst beizustehen. Die Schaumeister waren, wenn sie das Tuchbereiterungsreglement ausführten, manchem Meister unbequem. Leicht erklärlich, daß der Magistrat ihnen kräftigst beistehen sollte! Der vom Magistrat bestellte Deputatus oder Zunft-Assessor und die beiden Schaumeister reichen jetzt wieder nach langer Unterbrechung die Schauregister ein.

Im Jahre 1818 beschwerte sich ein Meister bei der Königlichen Regierung zu Oppeln über die Tuchmacherzunft wegen eines mit Arrest belegten Stück Tuches und der für einen Lehrling zu viel geforderten Einschreibegelder. Interessant ist gleich der Anfang der Beschwerdeschrift: „Mein Stiefsohn Johannes Warteny, eines Soldaten Sohn, dessen Vater in der Gefangenschaft in Frankreich gestorben ist, lernt bei mir die Tuchmacher-Profession“. Der Streit wurde durch Vermittlung des Landrats von Jawaszký in Güte beigelegt. Ferner möge als interessant hervorgehoben werden, daß sogar bei Aufnahme eines Lehrlings seitens des Lehrmeisters eine Anzahl von Quart Brauntwein den Meistern gegeben werden mußte.

Die Schauregister wurden von der Königlichen Regierung bemängelt, da sie nicht den Vorschriften entsprachen, sondern nur eine summarische Nachweisung der gefertigten Tuche enthielten. Am 4. Dezember 1820 gab die Regierung dem Magistrat folgendes auf: „Die durch das Polizeigesetz vom 19. März 1765 eingeführte Tuchschau ist durch das Edikt vom 2. November 1810 keineswegs aufgehoben, und solche sowohl zur Bewirkung der Anfertigung tüchtiger Fabrikate als Erhaltung des Kredits

der inländischen Tuchmanufakturen im Auslande fortdauernd notwendig. Dem Magistrat wird daher aufgegeben, solche sofort wieder einzurichten. Als Muster zur Anfertigung der Schauregister wird der Bericht des Magistrats zu Patschkau über die Tuchschau für das erste halbe Jahr 1820 zugefertigt.“

Bald darauf wurden die ordnungsmäßigen Tuchschauregister wieder angefertigt. Die Schaumeister wurden vereidigt. Doch hat sich in den Akten kein einziges Exemplar eines solchen Tuchschauregisters erhalten, ausgenommen etwa ein solches aus dem Jahre 1772.

In jenen Zeiten wurde der Eid sehr häufig abverlangt; so berichtet der Magistrat am 15. April 1822, daß nicht nur die neugewählten Schaumeister vereidigt worden sind, sondern daß auch die Tuchscherer und der Walker in Kürze vereidigt würden.

Am 24. März 1825 meldet der Magistrat, daß unter Zuziehung des Tuchmachers Joseph Ochmann und der vier Schaumeister die zweijährige Revision, welche bisher unterblieben ist und zum Teil nicht vollständig genug aufgenommen worden, in den Werkstätten hiesiger Tuchmacher, Tuchscherer und in der Walke nach den Indaganda vollzogen worden.

Die Indaganda sind nun dieselben, wie sie im Jahre 1751 vorhanden waren. So heißt es, fast wörtlich wie früher, gleich zu Anfang: „Die Tuchmacher kaufen reine gute Wolle ein und verarbeiten die Winter- und Sommerwolle zusammen, sowie sie überhaupt auf gute Fabrikation bedacht sind“.

Auf die übrigen der 17 Fragen (Indaganda) wird meist kurz geantwortet: „Geschieht nach Vorschrift“. Ein großer Fortschritt war die Spinnmaschine, deren nähere Beschaffenheit nicht mehr bekannt ist. Es heißt bezüglich der Spinnmaschine: „Es hat keine Ungleichheit der Tücher stattgefunden, da nur Maschinengespinnst verarbeitet und Gleichförmigkeit beobachtet wird“. Ungleichheit der Fäden, somit Ungleichheit der Tücher wurde früher oft gerügt; diesem Mangel ist nunmehr, wie man sieht, abgeholfen.

Ferner heißt es: „Die hiesige Tuchwalke befindet sich in einem brauchbaren Stande und ebenso erfüllt der zeitige Walker sowie Pflicht nach dem Cirkular vom 25. Mai 1804. Die Zurichtung der Tücher ist gut und die Mängel finden nicht statt. Alle Wollfabrikate werden hier reinlich und ächt gefärbt. Das gewöhnliche dreimalige Schauen der Tücher und alles übrige wird genau beobachtet.“

Es heißt dann weiter: „Den hiesigen abgebrannten Tuchmachern haben Seine Majestät unser allergnädigster König zur Wiederaufhilfe ein Geschenk von 1500 Thaler Cour. allergnädigst zu bewilligen geruht“.

Das Jahr 1822 ist nämlich ein Unglücksjahr für Peiskretscham. Es gab in demselben nicht weniger als 9 Brände, von denen der Brand am 25. Juni die ganze Stadt in Asche legte. Die freigebige Milde des Königs kam ihnen zu Hilfe, da der König zum Wiederaufbau der Stadt überhaupt die hohe Summe von 10 680 Thalern schenkte. Von dieser Summe erhielten die Tuchmacher 1500 Thaler.

Abgesehen von den Bränden 1822 stand die Tuchmacherei in Peiskretscham damals gleichwohl in großem Flor, wie dies auch der Bericht des Magistrats vom 24. März 1823 erkennen läßt. Die Junft bestand aus 49 Meistern, von denen 28 für sich, die übrigen als Gesellen arbeiteten. Es gab 51 Tuchmacherstühle, es wurde aber nur auf 28 Stühlen gearbeitet. Verfertigt wurden vier Tucharten, dann Futtertuche und Flanelle, in den Jahren 1821 und 1822 im ganzen 639 Stück im Werte von 11 214 Thalern. Es wurden hierzu 209 Centner Wolle im Werte von 7668 Thalern verarbeitet.

Das letzte Aktenstück datiert Oppeln, 8. Mai 1825. Die Königliche Regierung schreibt an den Magistrat, daß sich bei den eingereichten Tuchschau-Registern pro 1821 und 1822 nichts zu erinnern vorgefunden hat.

#### 6. Vernichtung der Tuchmacherei seit 1849.

##### Schluß.

Nach dem großen Brande 1822 erhob sich die jetzt bestehende Stadt Peiskretscham aus der Asche zu neuem Leben. Auch die Tuchmacher erfreuten sich noch mehrere Jahre eines hinlänglichen Absatzes ihrer Erzeugnisse. Unter allen Handwerkern standen sie obenan; sie waren, wie jetzt noch von alten Personen erzählt wird, *szlachcice pomiędzy rze-mieslnikami*, die Edelleute unter den Handwerkern. Noch am 29. Juli 1829 ließ sich der Bürgermeister Galasik, ein äußerst gewandter und tüchtiger Mann, in die Junft als Mitglied aufnehmen und zahlte auch die erforderlichen Gebühren. Er wurde „mit Vergnügen“ aufgenommen und verließ der Junft besonderen Glanz. Nach mündlichen Aussagen hatte die Tuchmacherjunft zur Zeit der höchsten Blüte etwa 100 Meister und Gesellen.

Der vernichtende Schlag kam gerade von der Seite her, von der er am wenigsten erwartet wurde, von der Oberschlesischen Eisenbahn! Peiskretscham hatte nicht das Glück, in das neue Eisenbahnetz eingezogen zu werden. Seit Eröffnung der Eisenbahn 1849 wurden die Erzeugnisse des Gewerbetreibenden blitzschnell nach allen Himmelsrichtungen verschifft, so auch die Tuch-, Woll- und Garnfabrikate; die verhältnismäßig kleine Tuchfabrikation Peiskretschams konnte sich gegenüber einer so gewaltigen Konkurrenz nicht halten.

Während in den großen Städten die Tuchmanufaktur emporstieg, sank dieselbe in den kleinen Städten zur Bedeutungslosigkeit herab.

Seit 1849 beginnt der rasche Verfall der hiesigen Tuchmanufaktur. Die Tuchmacher hatten keinen Absatz und mußten eine andere Beschäftigung ergreifen. Die Tuchwalke hatte keine Arbeit und stand still. Am 7. November 1861 verkauften die Tuchmacher ihre Tuchwalke nebst den dazu gehörigen Grundstücken an den Gastwirt Ignaz Josch für 4650 Thaler. Dieser richtete die Tuchwalke zu einer Mühle ein, wie sie es bereits bis 1798 gewesen war. Einige Tuchmacher fuhrten noch auf die Märkte mit dem Tuche, das übrig geblieben war; im Jahre 1865 hörte auch dieses auf.

Somit war die Tuchmacherzunft schon 1865 thatsächlich aufgelöst; gesetzlich wurde sie indessen erst am 1. Februar 1888 aufgehoben.

Im Pfarrarchiv wird ein Ausschnitt aus einer Zeitung, anscheinend aus der Oberschlesischen Volksstimme (erscheint in Gleiwitz), aufbewahrt, welcher für das Ende der Zunft Nachrichten bringt. Es heißt dort: „Bereits zu Beginn des Jahres hatten zwischen der hiesigen Tuchmacherzunft und den zuständigen Behörden Verhandlungen wegen Auflösung der Innung stattgefunden. Für die Auflösung sprach der Umstand, daß das Tuchmachergewerbe in unserer Stadt schon seit vielen Jahren gänzlich darniederliegt und daß ein Aufblühen desselben nicht mehr zu erwarten steht. Wenn seither dem Verlangen der Innung seitens des Bezirksrates beziehungsweise Ausschusses nicht hat entsprochen werden können, so lag der Breslauer Zeitung zufolge der Grund hierzu in den Innungs-Statuten nicht entsprechenden Absicht der Verwendung des Vermögens.“

Nachdem indes dieses Hindernis endlich durch die von der General-Versammlung der Innung am 1. Februar d. J. (1888) beschlossene anderweite Verwendung des Innungsvermögens beseitigt ist, hat nunmehr der Bezirksausschuß zu Oppeln die Auflösung genehmigt. Von dem in 9600 Mark bestehenden Vermögen sollen nach jenem Beschlusse den noch lebenden 27 Mitgliedern der Innung 4050 Mark (welche nachgewiesenermaßen von ihnen aufgebracht worden sind) zu gut kommen; 1830 Mark in der Kreis-Sparkasse zinsbar angelegt werden, um damit ein anständiges Begräbniß für die Mitglieder, deren Ehefrauen und Witwen, zu ermöglichen; 600 Mark wurden zu Seelenmessen für die Mitglieder fundiert. Die übrigen 3120 Mark wurden der Kommune zur Vergrößerung des Siechenhauses mit der Maßgabe überwiesen, daß bei der Aufnahme Siecher möglichst auf einen der seitherigen Innung Angehörigen Rücksicht genommen werde.“ —

In diesem Jahre 1902 leben nur noch 4 ehemalige Tuchmacher, hochbetagt und altersschwach. Sie sind noch die einzigen lebendigen Zeugen eines Handwerks, das durch Generationen segensreich gewirkt hat und das nunmehr zu den untergegangenen Handwerken gehört. Sind auch die letzten Tuchmacher gestorben, so wird das Andenken an die Tuchmacher nur in den Akten und in der kirchlichen Stiftung der oben erwähnten Seelenmessen fortleben.

---

## Die Entwicklung des Höheren Mädchen-Schulwesens im oberschlesischen Industriebezirk.

Von

Justus Baltzer,

Direktor

der städtischen Höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars in Kattowitz O.S.

**Motto:** Das Ziel der thätigen Menschengilde  
Ist die Urbarmachung der Welt;  
Ob du pflügest des Geistes Gefilde,  
Oder ob du ackerst das Feld.

Die Erziehung unserer Töchter, im besonderen derer aus den mittleren und höheren Ständen des deutschen Volkes, gehört unter vielen andern zu den brennenden sozialen Fragen, die das ausgehende 19. und das beginnende 20. Jahrhundert lebhaft beschäftigen. Denn wo in unserm Vaterlande gäbe es nicht eine Zeitung oder Zeitschrift, einen Verein oder eine Versammlung, die sich hiermit nicht beschäftigte und bald mit diesem, bald mit jenem Vorschlage hervorträte? Ja, es ist ein erfreuliches Zeichen unseres geeinten deutschen Vaterlandes, daß kein Staat auf dem Gebiete des Schulwesens stehen geblieben ist und daß die meisten auch gerade im höheren Mädchenschulwesen in den letzten Jahrzehnten sicher bedeutende Fortschritte gemacht haben. Denn je länger je mehr werden nicht nur die Familienväter und Mütter, nicht nur die Lehrkräfte der höheren Mädchenschulen, sondern auch die maßgebenden staatlichen Behörden sich darüber klar, daß die Erziehung der Mädchen für die Welt von ebenso großer Bedeutung ist wie die der Knaben. Was der große französische Pädagoge Fénelon vor über 200 Jahren, ohne Verständnis für seine Zeitgenossen, aussprach, muß heute jedes echte deutsche Herz bewegen. Er sagt: „Haben

die Frauen nicht Pflichten zu erfüllen, die in gewissem Sinne die Grundlagen des ganzen menschlichen Lebens bilden? Liegt es nicht gerade in ihrer Hand, ein Haus zu Grunde zu richten oder zu erhalten, das Hauswesen im Großen wie im Kleinen zu ordnen, und sind sie nicht folglich von maßgebendem Einfluß gerade in solchen Dingen, die für die Gesellschaft von größter Bedeutung sind? Eine vernünftige, fleißige und religiöse Frau ist die Seele eines ganzen Hauses, auf ihr ruht wesentlich die Sorge für die zeitlichen Güter und das Wohl der ganzen Familie. Ja sogar die Männer, die dem öffentlichen Wesen vorstehen, vermögen durch alle ihre Beschlüsse keine wirklich segensreichen Einrichtungen zu treffen, wenn sie nicht darauf rechnen können, daß die Frauen bei der Ausführung in ihrer Art thätig mitwirken.“ Unsere heutige Zeit kann aber nicht nur dies eine Ziel, das dem Franzosen im Zeitalter Ludwigs XIV. vorschwebte, nämlich tüchtige Hausfrauen heranzubilden, im Auge behalten. Die ganzen sozialen Verhältnisse drängen jetzt darauf hin, die Frau zur Mitarbeiterin, Mit-erwerberin des Mannes zu machen. Wie viele junge Mädchen gerade der mittleren und höheren Stände sind nicht darauf angewiesen, sich ihr eigenes Brot zu erwerben?

Darum suchen auch alle, welche eingehender sich mit der Frage des höheren Mädchenschulwesens beschäftigen, festzustellen: Was sucht das deutsche Mädchen in der Schule? Und die einzig richtige Antwort darauf wurde auf der letzten Hauptversammlung des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen in Freiburg i. Br. (Oktober 1901) gegeben: „Eine Bildungsstätte, die ihm die Augen öffnet über den Wert und die hohen Aufgaben des weiblichen Geschlechtes in unserem Volke, und die ihm die sichersten Wege weist, diese Aufgabe im höchsten Sinne zu erfüllen.“ Und welches sind diese Aufgaben? Offenbar die, daß jede an ihrem Teil an der Kulturarbeit der Zeit mitzuwirken hat und auf die fortschreitende Entwicklung der Menschheit die ihr zukommende Gewalt auszuüben hat. Und jeder einsichtige Mann unserer Tage, der nur ein wenig mit diesem Gedanken sich beschäftigt hat, wird dankbar anerkennen, daß die Bestrebungen, solche wichtigen Bildungsstätten für die Mädchen zu schaffen, unaufhaltsam vorwärts dringen und daß gerade die Lehrer und Lehrerinnen, welche augenblicklich die weibliche Jugend in unserem Vaterlande unterrichten, mit aller Macht auf dies Ziel zusteuern. Erfreulich ist es für diese alle, daß an der Spitze des größten deutschen Staates, in der Unterrichtsverwaltung Preußens, ein Mann steht, der ein reges Interesse hierfür hat, und daß in der Abteilung für Mädchenschulen im Ministerium ein Mann arbeitet, der neben vollem Verständnis für das gesamte Gebiet auch ein warmes Herz dafür zeigt.



Aus all diesen Gründen wird in den nächsten Jahren wohl jede größere Stadtgemeinde zu den allmählich durchzuführenden Neuerungen im Mädchenschulwesen Stellung zu nehmen haben und zusehen müssen, wie es die bisherigen Einrichtungen bessert und umändert. Hat man doch auch in der Knabenerziehung in den letzten Jahren die Erfahrung machen können, daß viele städtische Verwaltungen in richtiger Erkenntnis der Zeitverhältnisse statt der Gymnasien Oberrealschulen oder Reformschulen gegründet haben.

Darum dürfte es nicht uninteressant sein, die Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens in einem zwar nur kleinen, aber doch durch sein außerordentlich schnelles Emporblühen bemerkenswerten Winkel unseres Vaterlandes, dem oberschlesischen Industriebezirk, kennen zu lernen, um an der Hand des gegebenen Materials selbst zu beurteilen, was bisher geleistet ist. Daß der oberschlesische Industriebezirk mit seinem rapiden, wohl von keinem anderen Flecken Deutschlands übertroffenen Wachstum der Bevölkerung auch in stets sich steigendem Maße für Schulen sorgen muß, versteht sich von selbst. Der Arbeiterbevölkerung entsprechend sind vor allem Volksschulen nötig und werden darum alljährlich neue errichtet. Aber auch höhere Knabenschulen mußten errichtet werden, und um später abmessen zu können, in welchem Maßstabe man für die Knaben und Mädchen der höheren und mittleren Stände in ihrer Ausbildung gesorgt hat, werde ich zuerst kurz die höheren Knabenanstalten in Oberschlesien erwähnen.

Es befinden sich folgende Schulen in den nachbenannten Städten. Das angeführte Jahr ist das Jahr der Gründung, die angegebene Schülerzahl ist diejenige vom Jahre 1901. —

Beuthen, Königl. Gymnasium 1867. 544 Schüler. — Städt. Realschule i. E. 1897. 245 Schüler. Gleiwitz, Königl. Gymnasium 1816. 520 Schüler. — Städt. und Königl. Ober-Realschule 1869. 262 Schüler. Kattowitz, Städt. Gymnasium 1871. 372 Schüler. — Städt. Ober-Realschule i. E. 325 Schüler. Königshütte, Königl. Gymnasium mit Realschule i. E. 1877. 505 + 152 Schüler. Myslowitz, Städt. Progymnasium i. E. 1900. 118 Schüler. Pleß, Evangel. Fürstenschule, jetziges Königl. Gymnasium 1742. 198 Schüler. Tarnowitz, Königl. Real-Gymnasium 1870. 150 Schüler. Zabrze, Städt. Progymnasium i. E. 1900. 159 Schüler.

Danach giebt es also im oberschlesischen Industriebezirk 5 Vollgymnasien und 2 Progymnasien, 1 Realgymnasium, 4 Oberreal- oder Realschulen i. E., welche 1891 von insgesamt 5506 Schülern besucht wurden. Von diesen 12 Anstalten sind 6 staatlich, eine staatlich und städtisch, 5 ganz städtisch.

Kommen wir nunmehr zu der eigentlichen Abhandlung, welche über die zur Zeit in Oberschlesien befindlichen höheren Mädchenschulen, ihre Gründung, Entwicklung und augenblicklichen Stand berichten soll. Im voraus möchte ich bemerken, daß, da die überwiegende Zahl dieser Schulen Privatunternehmungen sind, dieser mein Bericht nicht auf strenge Vollständigkeit Anspruch machen kann. Doch erfülle ich gern an dieser Stelle die angenehme Pflicht, allen Kolleginnen, die in lebenswürdiger Weise mir das Material zur Verfügung gestellt haben, meinen verbindlichen Dank auszusprechen.

Folgende höhere Mädchenschulen befinden sich zur Zeit im ober-schlesischen Industriebezirk:

1. Antonienhütte. In Antonienhütte wurde am 5. April 1869 durch die Herren Maschinenmeister Reichel, Berginspektor Menzel und prakt. Arzt Dr. Wanjura eine simultane private Beamtenschule gegründet. Der Patron dieser Schule war der Graf Arthur Henckel von Donnersmark. Im ersten Jahre wurde die Schule von 13 Kindern, und zwar Knaben und Mädchen, besucht. Erstere wurden bis zur Quarta des Gymnasiums, letztere bis zur ersten Klasse der höheren Mädchenschule vorbereitet. Die erste und anfangs einzige Lehrkraft war der cand. theol. Gustav Scholz aus Oppeln. Aus dem ersten Jahrzehnt der Schule läßt sich näheres nicht feststellen. Erst als die jetzige Vorsteherin, Fräulein Martha Plüschke, am 8. August 1892 die Leitung übernahm, konnte sie sich zu einer eigentlichen höheren Mädchenschule, wenn auch nur in kleinen Verhältnissen, ausbilden. Im Jahre 1899 hörte die Schule auf, Beamtenschule zu sein, und erhielt den Namen „Höhere Mädchenschule von Antonienhütte“. Die Zahl der Schülerinnen beträgt gegenwärtig 104, dazu 7 Knaben. Es bestehen 3 Klassen mit je 3 Jahrgängen, in denen außer der Vorsteherin 2 Lehrerinnen und ein Lehrer (mit einigen Stunden) unterrichten.

2. Beuthen O.-S. Im Jahre 1869 eröffnete Fräulein Naef mit 10 Schülerinnen eine Schule für die Töchter besserer Familien. Über die weitere Entwicklung der Anstalt bis zum Anfang der 90er Jahre sind keinerlei Aufzeichnungen vorhanden. Doch scheint der Besuch derselben ständig gewachsen zu sein, denn als zu Neujahr 1894 die jetzige Vorsteherin, Fräulein Henseler, dieselbe übernahm, zählte sie 200 Schülerinnen in 7 Klassen, von denen die VI. und VII. kombiniert, die I., II. und III. je zweijährigen Lehrgang hatten. Es unterrichteten daran 6 Lehrerinnen. Ostern 1895 wurde die VI. und VII. Klasse getrennt, Ostern 1899 die I. Klasse in zwei selbständige Klassen zerlegt, so daß nunmehr eine nach dem Normallehrplan vollständig ausgebildete 9klassige höhere Mädchenschule besteht. Den Unterricht

erteilen zur Zeit außer der Vorsteherin eine Oberlehrerin, 7 Lehrerinnen und 5 Hilfslehrkräfte, nämlich Fachlehrer für Religion, Physik, Zeichnen und Gesang.

3. Gleiwitz. In dieser Stadt giebt es zwei höhere Mädchenschulen.

a) Die Augusta-Schule wurde von Fräulein von Göke 1866 gegründet und Ostern 1870 mit 16 Schülerinnen von Fräulein Ansorge übernommen. Da die Zahl der Schülerinnen noch in demselben Jahre auf 42 stieg, wurden 3 Klassen gebildet. Im Oktober 1872 wurde eine IV. Klasse eingerichtet, da 85 Mädchen die Schule besuchten. Vom Jahre 1879 an erhielt die Anstalt den Namen Augustaschule, da die Kaiserin Augusta das Protektorat übernahm. Durch Vermittelung der Kaiserin erhielt die Schule, welche 110 Schülerinnen zählte, 8000 Mark staatliche Unterstützung, und da ein eigenes Schulgebäude nötig wurde, ließ der Vaterländische Frauenverein das Haus Oberwallstraße 27, in dem noch heute die Schule sich befindet, bauen und vermietete es gegen geringen Mietzins an die Vorsteherin. Fräulein Ansorge konnte 1895 ihr 25 jähriges Jubiläum als Vorsteherin feiern und mit gerechtem Stolz auf ihr Lebenswerk zurückblicken, da in 9 Klassen 157 Schülerinnen sich befanden. Nach 27 jähriger Thätigkeit trat Fräulein Ansorge in den Ruhestand, nachdem sie die Schule an Fräulein Anna Peufert verkauft hatte. Nur 3 Jahre behielt diese die Anstalt, konnte aber, während ihre Vorgängerin nur 5 Räume des Gebäudes zu Schulzwecken benutzt hatte, auch die übrigen Zimmer zu Klassen verwenden, weil mittlerweile die Zahl der Schülerinnen auf 210 gestiegen war. Seit Ostern 1900, wo die jetzige Vorsteherin, Frau A. Leitsmann, die Leitung übernahm, besteht die folgende Einrichtung: Es sind 9 Klassen in getrennten Räumen mit insgesamt 222 Schülerinnen, die sich folgendermaßen verteilen: I. 17, II. 17, III. 30, IV. 31, V. 44, VI. 31, VII. 18, VIII. 19, IX. 15. Den Unterricht erteilen 8 vollbeschäftigte Lehrerinnen und 6 Hilfskräfte, nämlich 3 Religionslehrer, 1 Zeichenlehrer, 1 Turnlehrerin und 1 Handarbeitslehrerin. An die Schule angegliedert ist seit Michaelis 1901 ein Fortbildungskursus mit wahlfreien Fächern und zwar: Deutsche Litteratur, Kunstgeschichte, Englisch, Französisch, Buchführung, Stenographie und Malen. Ihn besuchen 20 junge Mädchen. Infolge des günstigen Schulbesuchs kann die Anstalt sich von den eigenen Einkünften erhalten, ohne von seiten der Stadt einen Zuschuß zu beanspruchen.

b) Die zweite Anstalt ist die private Höhere Mädchenschule und Lehrerinnenseminar zu Glewitz, Oberwallstraße 24. Sie ist noch älter als die Augustaschule. Denn wie die Chronik der Stadt Glewitz sagt, „eröffnete im Anfange des Jahres 1850 Ferdinand Obert auf der Ratiborer Straße eine Lehr- und Erziehungsanstalt für Töchter aus den gebildeten Ständen“.

Am 2. Oktober 1871 übernahm diese Amadea Fontanes, Mitglied des Ordens der Barmherzigen Schwestern. Ende September 1874 ging die Leitung in die Hände von Fräulein Wilhelmine Schreiber über, und 6 Jahre später, am 26. Juni 1880, begann die längere Thätigkeit der beiden Vorsteherinnen, Fräulein Kühlein und Ziwet. Diese gründeten schon 1884 ein Lehrerinnenseminar mit 8 Schülerinnen, das zwar 1886, nachdem alle Seminaristinnen das Examen bestanden hatten, sich auflöste, aber 1889 neu erstand und seitdem ununterbrochen mit der Schule verbunden ist. Am 1. Oktober 1897 trat die jetzige Vorsteherin, Fräulein Eugenie Höhnen, an die Spitze der Schule, die zur Zeit 225 Schülerinnen in 9 Klassen zählt, während das Seminar 30 Jöglinge in 2 Kursen hat.

4. Laurahütte-Siemianowiz. Im Gegensatz zu den beiden soeben genannten ist die private höhere Mädchenschule zu Laurahütte-Siemianowiz ganz jung. Sie wurde am 1. April 1895 von der noch jetzt ihr vorstehenden Leiterin, Fräulein Brendel, eröffnet, hatte anfangs nur 3 Klassen mit 7 Abteilungen und 45 Schülerinnen, die von 2 vollbeschäftigten Lehrerinnen und einigen Hilfskräften unterrichtet wurden. Im Jahre 1896 war die Schülerinnenzahl bereits auf 73 angewachsen, in Klasse I. 12, Kl. II. 36, Kl. III. 25, so daß in Klasse I. 2 Abteilungen eingerichtet werden konnten, also 8 Stufen entstanden. Infolge des steten Wachstums der Anstalt genühten die alten Mieträume in Laurahütte nicht mehr, und so war es erfreulich, daß der Tischlermeister Euchs ein für die Zwecke der höheren Mädchenschule geeignetes Haus erbaute, in welchem 4 große Klassenzimmer, ein Turnsaal und ein Konferenzzimmer gemietet wurden. Das Schuljahr 1900 begann mit 80 Schülerinnen, von denen 7 zum ersten Male den ganzen Lehrgang durchmachten, so daß eine 9. Stufe hinzugefügt werden mußte. Infolge der vermehrten Unterrichtsgegenstände mußten auch noch einige Hilfslehrkräfte herangezogen werden. Da ferner wiederholte Bitten von Seiten der Eltern an die Schulvorsteherin herantraten, und da auch gerade die Unterstufe verhältnismäßig wenig besucht war, nahm Fr. Brendel auch Knaben für letztere auf. Im Jahre 1902 sind 87 Jöglinge in der Anstalt, nämlich in Kl. I. 1, Kl. II. 22, Kl. III. 33, Kl. IV. 23, dazu 8 Knaben.

5. Myslowiz. Die private höhere Mädchenschule in Myslowiz wurde am 1. Juni 1856 von Fräulein Julie Riedel aus Breslau eröffnet und zwar mit 7 Schülerinnen, deren Zahl aber sehr schnell stieg, da diese Anstalt die einzige höhere Schule für Mädchen in der ganzen Umgegend war. 1864 trat die Schwester der Vorsteherin, Fräulein Minna Riedel, an die Spitze, welche bis 1879 blieb. Auf sie folgte am 1. April 1879

fräulein Martha Amende und am 1. April 1892 die jetzige Leiterin, fräulein Therese Einemann. Vor 10 Jahren zählte die Schule 130 Schülerinnen, jetzt 1902, 185, die in 9 Stufen unterrichtet werden.

6. Nicolai. Die zur Zeit in Nicolai bestehende Höhere Privat-Mädchenschule wurde am 21. April 1873 als Familienvereinschule mit 35 Schülerinnen gegründet und stand unter einem Kuratorium. Die erste Vorsteherin (bis Ende Oktober 1876) war fräulein Weymann. Ihr folgten von Oktober 1876 bis Ostern 1878 fräulein Basset, bis Ostern 1889 fräulein Elisabeth Scholtz, bis Ostern 1898 fräulein Penkert. Von da an leitet die Schulvorsteherin, fräulein Martha Scholtz, die Anstalt. Anfangs hatte sie nur 2 Klassen, seit 1881 aber 4 mit je 2, Klasse I. mit 3 gesonderten Abteilungen, so daß sie den Gesamtunterricht für Mädchen vom 6. bis 15. Lebensjahre umfaßt. Die Schülerinnenzahl beträgt seit Jahren durchschnittlich 50, von 1884 bis 1887 über 60, 1900 65, 1902 55. Das Lehrerkollegium besteht außer der Vorsteherin aus 2 Lehrerinnen; außerdem erteilt der Rektor der katholischen Volksschule Rechnen, Raumlehre und Gesang auf der Oberstufe. — Von Oktober 1878 an hörte die Schule auf, unter einem Kuratorium zu stehen; sie wurde von da an von der jeweiligen Vorsteherin auf eigene Rechnung geführt. Die städtischen Behörden haben nie einen Zuschuß zu ihrer Unterhaltung gegeben, aber seit dem 1. April 1883 hat sie einen Staatszuschuß von 750 Mark.

7. Pleß. Die jetzige Höhere Mädchenschule war von Michaelis 1867 bis 1869 ein Privatunternehmen der beiden fräulein von Triebensfeld und umfaßte 2 Klassen. Seitdem unterhielten einige Herren aus der Stadt, die ein Kuratorium bildeten, die Anstalt und deckten die fehlenden Mittel. Bis Michaelis 1872 war fräulein Effinger an der Spitze und fügte eine dritte Klasse hinzu. Die ihr folgende Leiterin bis 1879 war Frau Justizrat Wizenhausen, die im Verein mit den Lehrerinnen fräulein Adamus und Kleer unterrichtete. Bis Ostern 1900 war fräulein Prusse die Vorsteherin. Die Anstalt war inzwischen in eine Familienschule mit 5 Klassen umgewandelt, eine Seminarklasse war aufgesetzt. Nach einer vorübergehenden Leitung durch fräulein Höfer und fräulein Peschel wurde Michaelis 1901 fräulein Elise Becherer zur Vorsteherin berufen. Außer ihr erteilen den Unterricht die vollbeschäftigten Lehrerinnen fräulein Peschel, Gierich und Chorus, ferner 4 Oberlehrer des Gymnasiums, 2 Elementarlehrer und 4 Geistliche. Die Zahl der Schülerinnen beträgt zur Zeit 85 und zwar sind im Seminar 14, Kl. I. 5, Kl. II. 20, Kl. III. 14, Kl. IV. 24, Kl. V. 8. An Zuschüssen erhält die Schule jährlich vom Staate 850 Mark, von der Stadt 360 Mark.

8. Kosdzin. Die Höhere Mädchenschule in Kosdzin ist die jüngste von allen. Sie wurde am 22. April 1902 mit 56 Schülerinnen in 3 Klassen von der Vorsteherin Fräulein Haym errichtet, neben der noch 2 Lehrkräfte unterrichten.

9. Rybnik. In Rybnik besteht seit dem 3. Oktober 1868 eine Höhere Mädchenschule, gegründet von Fräulein Knapp mit 2 Klassen und 19 Schülerinnen. 1869 trat eine dritte Klasse hinzu, aber im Juli 1879 löste die Vorsteherin die Anstalt auf, um in Beuthen ein gleiches Unternehmen anzufangen. Nur ein Vierteljahr blieb es so. Am 2. Oktober 1879 wurde von Fräulein Emmy Kloß eine neue Schule ins Leben gerufen, wieder mit 2 Klassen und 29 Schülerinnen. Die Höchstzahl wurde 1898 mit 72 Kindern erreicht. Im Oktober 1900 kaufte die jetzige Vorsteherin, Fräulein Agnes Niepel, die Schule, welche 1901 86, 1902 74 Schülerinnen hatte. Daher mußte eine vierte Klasse geschaffen werden. Außer der Leiterin sind noch 3 Lehrerinnen und 3 Hilfskräfte an ihr thätig. Seit Ostern 1902 ist auch ein Fortbildungskursus mit einigen Fächern angeschlossen.

Die bisher erwähnten Schulen sind insgesamt Privatunternehmungen, vielfach hervorgerufen durch das Bedürfnis einiger weniger Familien aus den besseren Ständen. Nur 4 derselben sind als größere zu bezeichnen, nämlich diejenige in Beuthen, zwei in Gleiwitz — also in den größten Städten — und diejenige in Myslowitz. Nur eine Anstalt, in Pleß, erhält einen Zuschuß von der Stadt, eine andere, die Augustaschule in Gleiwitz, wird indirekt vom Vaterländischen Frauenverein unterstützt, die Schule in Nicolai und Pleß erhält einen Staatszuschuß. Alle anderen erhalten sich rein aus eigenen Mitteln.

Wie steht es nun aber mit wirklich städtischen Höheren Mädchenschulen im Industriebezirk? <sup>1)</sup> Hiervon sind bis jetzt nur zwei ins Leben gerufen, eine ganz junge und eine, die schon das erste Vierteljahrhundert hinter sich hat.

Die junge, erst Ostern 1900 auf den städtischen Etat übernommene Höhere Mädchenschule ist diejenige zu

10. Königshütte. Sie war bis dahin ebenfalls privat, stand allerdings unter einem Kuratorium von Bürgern der Stadt. Eröffnet wurde sie am 12. Mai 1879 mit 75 Schülerinnen in 3 Klassen unter Leitung von Fräulein Selma Neumann. 1881 zählte die Anstalt bereits

<sup>1)</sup> In Oppeln, das zum eigentlichen Industriebezirk nicht zu rechnen ist, giebt es seit 1878 eine städtische Höhere Mädchenschule; deren Leiter waren Direktor Schumann bis 1899, von da an Direktor Dr. Werth. Die Anstalt umfaßt 9 Klassen mit 1901 213, 1902 205 Schülerinnen und 11 vollbeschäftigten, 4 Hilfslehrkräften.

5 Klassen mit 130 Schülerinnen. Nachdem 1882 Fräulein Neumann ihre Stellung aufgegeben hatte, wählte das Kuratorium zur Vorsteherin Fräulein Helene Kern, unter der die Schule sich beständig vergrößert hat, wie die folgenden Zahlen beweisen. 1883 132, 1884 136, 1885 135, 1886 152, 1887 145, 1888 129, 1889 147, 1890 153, 1891 161, 1892 174, 1893 190, 1894 190, 1895 194, 1896 201, 1897 212, 1898 219, 1899 225, 1900 241, 1901 246, 1902 254 Schülerinnen.

Im Jahre 1892 wurde ein Schulhaus gebaut, das Ostern 1893 bezogen wurde. Seit diesem Jahre waren 7 Klassen, von denen die erste und letzte zweijährigen Kursus haben, eingerichtet. Gegenwärtig unterrichten in ihnen 7 vollbeschäftigte Lehrerinnen, eine Turn- und eine Handarbeitslehrerin. Außerdem erteilen 2 Oberlehrer des Königlichen Gymnasiums und ein Rektor einige Stunden. Die Klassenzahl ist jetzt 9.

Endlich — last not least — ist die einzige städtische höhere Mädchenschule zu Kattowitz O.-S. zu erwähnen, die auf eine mehr als 25 jährige Thätigkeit zurückblicken kann, eine Schule, die getragen von dem Wohlwollen der städtischen Behörden, zwar manche schlimme Zeiten durchgemacht, sich aber gerade in den letzten Jahren zu einer Größe und Bedeutung entwickelt hat, die nur von wenigen in der ganzen Provinz Schlesiens übertroffen wird. Diesen Aufschwung verdankt sie im besonderen dem leider jetzt aus dem Amte scheidenden ersten Bürgermeister August Schneider, der, wie selten das Oberhaupt einer Stadt, für die städtischen Schulen, und nicht nur für die Knabenschulen, sondern auch für die höhere Mädchenschule unendlich viel gethan hat. Über diese Anstalt ist folgendes zu berichten:

11. Die städtische höhere Mädchenschule zu Kattowitz O.-S. wurde am 5. April 1875 eröffnet. Um die Bedeutung dieses Entschlusses der städtischen Körperschaften zu würdigen, mag hinzugefügt werden, daß  $3\frac{1}{2}$  Jahre vorher erst das städtische Gymnasium gegründet war, und daß die Stadt selbst als solche erst  $8\frac{1}{2}$  Jahre bestand und damals noch nicht 12000 Einwohner zählte. Die von der Schule bisher benutzten Gebäude waren in der Poststraße, in der Schulstraße (jetzige Knabennittelschule) und Mühlstraße (jetzige Mädchenmittelschule) gelegen. Seit dem 1. November 1901 hat sie die schönen, für sie vollständig umgebauten und erneuerten Räume des alten Gymnasiums in der Grundmannstraße inne. Es sind darin 18 Klassenräume vorhanden, ein Physikzimmer mit chemischem Laboratorium, Aufbewahrungsräume für Lehrmittel, Dienstzimmer und ein großer einfach, aber fein gehaltener Schulsaal. Denn dies große Gebäude war dringend nötig, da die Zahl der Schülerinnen so bedeutend gestiegen war. Die folgende Übersicht mag dies beweisen.

**Übersicht über die Anzahl der Schülerinnen, welche seit der Gründung die Höhere Mädchenschule besucht haben.**

Als Tag für die Berechnung ist der 1. Mai in jedem Schuljahre gewählt.

<b>1875</b>	<b>1876</b>	<b>1877</b>	<b>1878</b>	<b>1879</b>
166	186	177	169	171
<b>1880</b>	<b>1881</b>	<b>1882</b>	<b>1883</b>	<b>1884</b>
165	155	162	190	189
<b>1885</b>	<b>1886</b>	<b>1887</b>	<b>1888</b>	<b>1889</b>
201	200	187	188	217
<b>1890</b>	<b>1891</b>	<b>1892</b>	<b>1893</b>	<b>1894</b>
217	205	204	212	203
<b>1895</b>	<b>1896</b>	<b>1897</b>	<b>1898</b>	<b>1899</b>
257	287	328	379	401
<b>1900</b>	<b>1901</b>	<b>1902</b>		
475	453	521		

Dieser ständig steigenden Zahl der Schülerinnen mußten die Lehrkräfte und Klassen entsprechen. Während anfangs in 6 Klassen 7 Lehrkräfte unterrichteten, bestehen zur Zeit 12 Klassen, d. h. 9 Stufen, Klasse I. mit zweijährigem Lehrgang, Klasse VI., V., IV. in zwei Parallelfürsen, mit 17 vollbeschäftigten und 4 Hilfslehrkräften. Die Leiter der Schule waren die folgenden: Rektor Dr. Mensch von Ostern 1875 bis November 1876, Rektoratsverweser Dr. Zöllner bis Ostern 1878, Rektor Schaumann bis Januar 1884, Rektor Seedorf bis Ostern 1889, Rektor Breuer bis Michaelis 1893, Rektoratsverweser Dr. Fischer bis Michaelis 1894, Direktor Dr. Beckherra bis Juni 1899, Direktor Baltzer von Oktober 1899. Von wissenschaftlichen Lehrern waren bis jetzt 12 an der Schule thätig, von seminaristisch gebildeten 8, von Oberlehrerinnen 3, von Lehrerinnen 21, von Religionslehrern 9. Zur Zeit unterrichten an ihr (und an dem, mit der Höheren Mädchenschule organisch verbundenen Lehrerinnenseminar) außer dem Direktor ein Oberlehrer, 5 seminaristisch gebildete Lehrer, drei Oberlehrerinnen, 7 für Höhere Mädchenschulen geprüfte Lehrerinnen und 4 Religionslehrer (2 katholische und 2 jüdische).

Die Ausgaben für diese Schule, d. h. der Zuschuß aus der Kammereikasse, sind infolge dieser ständigen Vergrößerung allmählich bedeutend gewachsen. Um so anerkennenswerter, daß sie geleistet sind, und daß im



besondern die Väter der Stadt niemals gezögert haben, das Geld für die gerade so notwendigen und zum gedeihlichen Unterricht unerläßlichen Lehrmittel ausreichend zu bewilligen. Folgende Zahlen mögen dies beweisen.

1881/2	Etat: 16 258,20 Mk.,	Zuschuß: 5 406,20 Mk.,
1885/6	Etat: 15 197,63 Mk.,	Zuschuß: 986,— Mk.,
1891/2	Etat: 17 970,— Mk.,	Zuschuß: 1 670,— Mk.,
1895/6	Etat: 21 000,— Mk.,	Zuschuß: 6 840,— Mk.,
1902	Etat: 62 000,— Mk.,	Zuschuß: 25 800,— Mk.

Weil die Stadt Kattowitz, wie hieraus ersichtlich, in dem letzten Jahre einen so bedeutenden Zuschuß gegeben hat, ist ihr von Seiten des Ministeriums für die Höhere Mädchenschule eine jährliche Beihilfe von 5000 Mk. gewährt worden.

Die städtischen Behörden aber in richtiger Erkenntnis des unweigerlich für Oberschlesien vorhandenen Bedürfnisses, tüchtige Lehrerinnen heranzubilden, — denn fast alle, welche vom Kattowitzer Lehrerinnen-Seminar aus die Prüfung bestanden haben, sind gleich nach derselben angestellt worden — sind zu Ostern 1899 noch einen Schritt weitergegangen und haben das seit 1875 bestehende Privat-Lehrerinnen-Seminar, welches der jedesmalige Leiter der Höheren Mädchenschule im Verein mit einer Anzahl von Lehrkräften unterhielt, zu einer städtischen Anstalt gemacht, ein bedeutsames und nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst. Gibt es doch in ganz Schlesien nur noch ein zweites städtisches Lehrerinnen-Seminar, nämlich in Görlitz, und seit dem 1. Juli 1902 ein königliches in Breslau. Das Kattowitzer umfaßte 1899 bei der Übernahme der Stadt 2 Klassen mit 36 Seminaristinnen. Jetzt bestehen 5 Klassen mit 58 angehenden jungen Lehrerinnen. Die vollständige, vom Ministerium verlangte Einrichtung des Seminars nach den bestehenden Verfügungen, also Aufstellen des Lehrplans, Einführung der Seminaristinnen in den praktischen Unterricht, Ordnen der Seminarübungsschule u. s. w., erfolgte in den letzten 3 Jahren seit Michaelis 1899, so daß der Erfolg und die Anerkennung nicht ausblieben. Durch Erlaß des Kultusministers hat dies Seminar die Berechtigung zu Entlassungsprüfungen erhalten.

Um dies Bild der für das Mädchenschulwesen so verständnisvollen Thätigkeit der Stadt Kattowitz zu vervollständigen, möchte ich noch erwähnen, daß seit dem 19. April 1900 auch eine städtische Mädchen-Mittelschule besteht. Sie wurde mit 5 Klassen und 297 Schülerinnen eröffnet, die außer dem Rektor von 5 ordentlichen und 1 Hilfslehrerin unterrichtet wurden. Jetzt zählt die, in einem eigenen Gebäude untergebrachte Schule 586 Zöglinge in 12 Klassen. An Lehrkräften sind vorhanden außer dem Rektor Latacz 2 ordentliche Lehrer, 9 ordentliche Lehrerinnen, 1 technische Lehrerin, 2 Hilfs-

lehrer, 1 Hilfslehrerin. Der Etat der Schule ist 1902 30 300 Mk., der Zuschuß der Stadt 10 400 Mk.

Fassen wir jetzt das Ergebnis dieser Untersuchung über das höhere Mädchenschulwesen in Oberschlesien zusammen, so zeigt sich uns das folgende Bild. Es giebt 9 Privat- und 2 städtische höhere Mädchenschulen, eine Mädchen-Mittelschule, die 1902 zusammen von 2654 Schülerinnen besucht werden. Von diesen entfallen auf die Privatschulen 1293, auf die städtischen 1371, davon 1107 auf die Kattowitzer!

Und nun zur Beantwortung der Frage, die ich in der Einleitung aufwarf: Ist im ober-schlesischen Industriebezirk in den letzten 30 Jahren genügend für das höhere Mädchenschulwesen geleistet worden? von Seiten des Staates und der Städte? Die Antwort darauf, das Urteil, das sich aus dieser Abhandlung über die Entwicklung derartiger Schulen ergibt, muß ich jedem einsichtigen Leser, jeder verständigen Leserin, die sich besonders für dergleichen Fragen interessieren müßte, überlassen. Wieviel Dank muß nicht jede der genannten Kommunen, in denen eine Privat-Mädchenschule besteht, samt den umliegenden Ortschaften, die ihre Töchter in solche Schulen schicken, jenen Schulvorsteherinnen und ihren getreuen Mitarbeiterinnen zollen, die, ohne eine Unterstützung zu finden, aus eigener Kraft, mit oft unsäglichlicher Mühe, ja in den ersten Jahren mit mancher Anfeindung von dieser oder jener Seite doch das schwere, allerdings auch schöne Werk der Mädchenerziehung auf sich genommen haben! Wie viel leichter würde es für manche dieser Leiterinnen sein, wenn die Stadt, die doch wahrhaftig Interesse auch für die Erziehung dieser ihrer Kinder zeigen muß, irgendwie sie unterstützte, z. B. durch jährlich ausgelegte Summen für Lehrmittel oder Übernahme der Invaliditätsversicherung der Lehrkräfte! Zu berücksichtigen ist allerdings, daß fast alle diese Kommunen infolge ihrer rasend schnellen, fast beängstigenden Entwicklung große allgemeine Lasten zu tragen haben und darum vor jeder nicht unbedingt geforderten Ausgabe zurück-scheuen. Um so ruhmvoller der stete Eifer jener Stadt, die als solche im ober-schlesischen Industriebezirk verhältnismäßig jung ist und doch seit über 25 Jahren die Bildung ihrer Töchter aus den mittleren und höheren Ständen in die eigne Hand genommen hat! um so glänzender die Thätigkeit in dieser Beziehung von Kattowitz, dessen höheres Mädchenschulwesen wie ein rocher de bronze echt deutscher Gesinnung in diesem Winkel unsres Vaterlandes dasteht.

## Katinkas Wallfahrt.

Von

Karl Klings, Schöneberg-Berlin.

### I.

Singend zogen sie hinein in den jungen Morgen. In der sonnigen Luft hauchten sich die purpurseidenen Fähnlein mit den bunten Heiligenbildern, und dahinter, zwischen silbergrauen Erntefeldern, schritt die Prozession. Nur einige Grauköpfe schimmerten in der Menge, sonst war es meist lachende rotwangige Jugend; vorn die geputzten Mädchen, ihnen auf den Fersen die jungen Burschen.

Je höher die Sonne stieg, desto matter wurden die Stimmen, schließlich verstummten sie ganz. Zum Glück schnitt da die Straße in den Wald. Der Zug löste sich sogleich auf, die Wallfahrer sprangen über den Graben und warfen sich ins Heidelbeergestrüpp, in den kühlen Schatten hoher Kiefern. Am Saum lagerte das Mannsvolk, etwas tiefer in den Bäumen die Mädchen.

Eins der Mädchen aber war auf dem Wege zum Lager von einem Häuflein übermütiger Burschen aufgefangen worden. Nun hielt der Knäuel sie fest. Mit Gewalt suchte sie die lebendige Kette zu durchbrechen, doch kein Glied gab nach, sie fing an zu betteln und rief die Kameradinnen zu Hilfe. Aber die Burschen lachten nur, die Dorfschönen stellten sich taub oder lächelten spöttisch, und im ganzen Lager rührte sich keine Hand, kein Fuß für sie. Da ergab sich die Verlassene in ihr Schicksal. Mit der Würde einer gekrönten Königin sank sie auf den Thron, den flinke Hände aus jungen Zweigen aufgebaut und mit Moos gepolstert hatten, und die Burschen hockten sich im Kreise um sie herum und blickten fast ehrfurchtsvoll zu ihr empor.

O, die Burschen hatten keinen schlechten Geschmack! Die Katinka in ihrer Mitte war allein zehnmal schöner als da drüben alle übrigen Mädchen zusammen. Mochten die schmollend im Blaubeerkraut liegen! Katinka war auch reich. Sie war so schön und reich, daß im ganzen Kirchspiel keine Bauerntochter sich mit ihr messen konnte. Und zu dem gehörten sechs große Gemeinden, das will etwas sagen. Deshalb hingen ihr an jedem Finger ein halbes Dutzend Verehrer, alte und junge. Die da zu ihren Füßen saßen, das war nur ein kleiner Teil davon.

Aber wenn Katinka ans Hochzeitmachen dachte, kamen aus der großen Zahl doch nur zwei ernstlich in Betracht: der Franzek und der Gustlik.

Beide waren sie Bauernsöhne. Franzek hatte Anwartschaft auf ein Gut von hundertundfünfzig Morgen, und sein Vater hätt' es ihm lieber heut abgetreten als morgen. Wenn der Junge nur eine tüchtige Frau ins Haus gebracht hätte! Er rauchte nicht, kannte keine Karte und trank nie ein Glas über den Durst. Ihn konnte man die Wirtschaft getrost anvertrauen, trotz seiner Jugend. Und ausgewachsen war er auch, ein halber Riese. Wenn irgend ein Rößlein im Dorfe, dem der Schmied ein neues Hufeisen aufnageln wollte, sich störrisch zeigte, rief man nur ihn, und der Gaul, um dessen Fessel sich Franzeks Fäuste legten, stand eingeklemmt wie in einem Schraubstocke. Man nannte ihn deshalb den Pferdebändiger. Wie alle starken Leute war er von äußerster Gutmütigkeit, er besaß keine Galle. — Er würde sie auf den Händen tragen, wenn sie ihn heiratete. Das sagte sich Katinka hundertmal. Wenn er nur ein wenig lebendiger sein wollte! Ehe der ein Wort über die Lippen brachte! Und beim Tanzen trat er ihr jedesmal die Fehen blutig, wie ein Stier mit verbundenen Augen raste er hinein ins Blaue. Ein Tanz mit ihm war immer die reine Höllenfahrt.

Der Gustlik dagegen, wie tanzte der, namentlich links! An seinem Arm durch den Saal zu wirbeln, das ging der Katinka über alles. Und wie wußte er zu plaudern! Sein Mundwerk ging wie ein Spinnrad, das stockte nie, das kam nie in Verlegenheit. Der wußte immer etwas zu sagen, immer etwas Neues, etwas Lustiges. In seiner Gesellschaft konnte man sich nie langweilen. Er war ein Bursche ganz nach Katinkas Herzen, wäre nur eins nicht gewesen! Über dies Eine aber kam sie nicht hinweg, das lag wie eine schwere unverrückbare Wolke über ihrem Entschlusse. Mochte sein Bauerngut um ein gutes Drittel kleiner sein als das des Franzek, mochte er dem wie ein Schulknabe nur bis an die Schultern reichen, das hätte sie nicht abgehalten, ihm das Jawort zu geben, um das er so schön betteln konnte. Nur seine Neigung zum Trinken machte sie stutzig. Duzendmal hatte er ihr geschworen, von der Flasche zu lassen, duzendmal hatte er den Schwur gebrochen. Das Laster saß wohl schon so fest, daß es nicht mehr auszurotten war. Sollte sie sich der Gefahr aussetzen, eines Trunkenhaldes Frau zu werden! Es war doch am Ende besser, dem nüchternen Halbriesen den Vorzug zu geben. Aber, wenn sie dann den Gustlik wieder sah, brach ihr fester Vorsatz wie ein trockner Zweig.

So verging Vierteljahr um Vierteljahr, ohne daß sie zu einem Entschlusse gekommen wäre. Nun aber trieben die Verhältnisse zur Entscheidung,

namentlich die Stiefmutter wirkte darauf hin. Nur wenige Jahre zählte diese mehr als Katinka, sie fühlte sich beengt in ihrer Häuslichkeit durch die große Tochter und sehnte sich, endlich freie Herrin zu sein am neuen Herde. Anfangs hatten sie sich aufs beste zusammen vertragen, wie zwei gute Freundinnen, wenigstens scheinbar. Das aber war längst anders geworden. Die Stiefmutter that kalt und mürrisch, sie verschmähte es nicht zu zanken. Katinka fühlte es instinktiv, dahinter steckte Absicht. Das Vaterhaus sollte ihr verleidet werden, — man wollte sie mit Gewalt hinaus drängen. Das verwirrte sie noch mehr, anstatt ihre Entschließung zu beschleunigen.

Katinka hatte leider niemanden, bei dem sie in diesem Zwiespalt sich hätte Rat holen können. Den Vater? Sie wäre vor Scham vergangen, ehe sie sich an den gewandt hätte. Darum nahm sie die Zuflucht zum Gebet, sie gelobte eine Wallfahrt. An einem der nächsten Sonntage feierte man das Ablassfest in Sankt Briegen. Aus weitem Umkreise strömten bei diesem Anlaß dann Wallfahrer dort zusammen, und auch ihr Dorf pflegte eine feierliche Prozession zu entsenden. Da wollte sie sich anschließen und droben im Gnadenkirchlein einmal recht inbrünstig um Erleuchtung flehen, wer es sein sollte, der Gustlik oder der Franzek!

Und nun hielten sie auf dem Wege dahin Rast im Walde. Der Gustlik kauerte neben der Katinka am Boden und fächelte ihr mit einem Farrenwedel Kühlung zu. Der verstand es! Franzek aber saß abseits allein, an den Stamm einer alten Kiefer gelehnt, und starrte in die Nadelkronen, wie einer, der nicht recht weiß, ob er lachen soll oder weinen. Katinkas Auge flog heimlich manchmal von einem zum andern. Welcher sollte es sein?

In dem Augenblicke gab der Vorsänger und Führer der Prozession das Zeichen zum Aufbruch. Die Mädchen zogen die blumigen Kopftücher tief ins Gesicht und traten hinter die Fähnlein.

## II.

„Wo steckt die Katinka?“

Alle Augenblicke fragte es einer der Burschen. Die Mädchen, die in langer Reihe auf der anderen Seite des Tisches saßen, thaten, als hörten sie es nicht. Aber das ewige Fragen ärgerte sie, man merkte es ihnen an. Sie schossen jedesmal zornige Blicke auf den Frager.

„Wo bleibt die Katinka?“

„Ach, geht doch und sucht sie!“ spottete endlich gereizt eine Mädchenstimme.

Aber der Frager rührte sich nicht, keiner der Burschen erhob sich, auch der Gustlik und der Franzek nicht. Der Rat war gar zu wohlfeil.

Wie sollte man in dem schwarzen Ameisengewimmel der zusammengeströmten Menge ein kleines Mädchen finden! Gerade als ob man im fließenden Graben einen Tropfen suchen wollte. Da hätte es der Zufall thun müssen. Sich aber in der heißen Mittagsglut von dessen Launen an der Nase herumziehen zu lassen, dazu spürte keiner Lust. Denn draußen in den schmalen Gängen stand die Luft, eingekleilt zwischen die Jahrmarktsbuden, kochend wie in einem Backofen. Unter dem Zelte war es freilich auch nicht viel besser, indes die Sonne brannte einem doch nicht prall und blank auf den Rücken, die dicke Leinwand dämpfte doch etwas ab. Und man brauchte kein Glied zu regen, man konnte sichs bequem machen, so bequem wie möglich, warf Rock und Weste vom Leibe, lümmelte den schweren Kopf auf den Tisch und rauchte den beißenden Prestabak dazu und trank ein Glas nach dem andern. Ach, der Durst! Das Eis, das der Wirt mitgebracht, war längst zerflossen. Das Bier war lau, es ermattete, machte schläfrig, anstatt zu erquickern. Aber getrunken mußte werden, sonst wären die Kehlen ja ganz ausgedorrt. So tranken die Burschen und tranken und wurden davon immer stumpfer und einsilbiger. Die Mädchen langweilten sich schrecklich. So war es jedes Jahr.

„Wo steckt die Katinka?“

Wie im Traume fragte es einer.

Plötzlich erhob sich der Franzek. Die Mädchen lachten gell auf. Er aber ließ sich davon nicht einschüchtern, er ging.

„Grüß' die Katinka!“ riefen ihm einige Stimmen nach, und bitterer Hohn lag darin.

Aber der Franzek war ein Pechvogel, er fand sie nicht. Und doch irrte sie durch die engen heißen Gänge zwischen den vielen Zelten, wie er; eine kleine Gnade des Zufalls, und sie hätten sich in die Hände laufen müssen. Einmal kam der Franzek dicht bis an die Kirchhofsmauer. Er warf einen Blick hinüber auf die großen und kleinen Hügel, die die Wallfahrtskapelle umlagerten. Neben der wilden Heckenrose am Steinkreuz drüben hatte sie gekniet während der festpredigt, die wie immer im freien stattfand. Jetzt freilich hockte sie nicht mehr dort. Am Mittag, als die hungrige Menge sich ungeduldig den Zelten entgegenwälzte, war sie ihm im Gewühl verloren gegangen. Das war kein Wunder! Und seitdem hatte niemand sie wiedergesehen.

Es war aber auch kein bloßer Zufall. Katinka hatte sich verlieren lassen. Im günstigen Augenblicke war sie unbemerkt ein wenig zur Seite getreten und stehen geblieben, bis die durstigen Schäflein ihrer Gemeinde vom Gedränge verschlungen waren. Dann, da sie sich lauter fremden Gesichtern gegenüber sah, hatte sie sich in die Zeltreihen gewagt, um schnell

einen kleinen Einkauf zu besorgen, von dem niemand etwas zu wissen brauchte. Und das war schneller und ungestörter gelungen, als sie es selber erwartet hatte. Schon in der dritten Baude, sie schimmerte wie eine Märchengrotte, hatte sie einen Gegenstand gefunden, der für ihren Zweck so passend schien, als hätte sie ihn eigens dafür bestellt. Es war eine kleine zierliche Nadel, die glitzerte wie echtes Gold, mit einem moosgrünen Kopfe, in dem ein „K“ eingegraben war. Das paßte vortrefflich. Das „K“ konnte Katinka bedeuten, der Empfänger mußte es unbedingt so auslegen. Wer aber der sein würde, der Gustlik oder der Franzek? Nun, der heutige Tag würde es ja offenbaren, der Nachmittag war noch lang. Wenn die anderen tranken und lustig waren, konnte sie heimlich zurückschleichen ins Kirchlein und dort ihr Anliegen vortragen. Heute früh hatte sie noch nicht dazu kommen können, sie war kaum mit den laufenden Messgebeten fertig geworden. Darum konnte sie auch jetzt noch nicht wissen, wem die Nadel gehören würde. Aber der Nachmittag mußte die Erleuchtung bringen, oder der Abend! Das stand außer Zweifel. Ihr Herz schlug bei diesen Gedanken voll Erwartung, voll heimlicher Ahnung. Das war die Vorbefeligung. Dem Erwählten wollte sie dann die Nadel schenken, und das sollte so gut sein wie Verlobung.

Wo mochte die Reisegesellschaft ihr Lager aufgeschlagen haben? Sie war sicher schon irgendwo untergekrochen, aber sie würde sich doch wohl finden lassen! Der Zufall führte Katinka an das Wunderbrunnlein. Schnell stieg sie hinab und wusch in dem kühlen Silberwasser ihr Gesicht, um sich vor Augenkrankheiten zu schützen. Hinterm Einsiedlerhäuschen im Gesträuch lockte sie der kühle Schatten. Der Hunger meldete sich, sie kauerte sich ins Gras und verzehrte ihr Mittagsbrot. Länger aber ließ es ihr nicht Ruhe, es trieb sie gleich wieder fort. — Da konnte sie suchen! Es war zum Ver zweifeln und in der Hitze zum Verdürsten.

Endlich gewahrte Katinka zwei Mädchen aus ihrem Dorfe, sie kamen auf sie zu. Sie erkannte sie an den Blumen der Kopftücher. Die eine war des Nachbars Hanka, und die andere die Albina vom Vorwerk. Sie hatten wohl auch einen heimlichen Einkauf zu besorgen! Gewiß, hübsche Mädchen waren sie beide, und verliebte Burschen gab es im Dorfe eher mehr als genug. Katinka eilte ihnen entgegen. Plötzlich blickten jene auf; sie steckten ihre Köpfe zusammen und waren in der Menge verschwunden. Was bedeutete das? Es sah ja gerade aus, als hätten sie ihr nicht begegnen wollen. Aber es war doch wohl nur Täuschung, sie hatte ihnen doch nichts gethan. Übrigens, wenn ihr, der Katinka, vorhin jemand so unverhofft den Einkauf gestört hätte, ob sie geblieben wäre — — ? O, sie konnte laufen und sich winden wie ein Wiesel.

Einen Schatten aber ließ der Vorfall doch in Katinkas Gemüt. Sie schlenderte nachdenklich um die Ecke, — da prallte sie aufs neue mit jenen beiden zusammen. Ein Entrinnen war diesmal unmöglich, so nahe standen sie sich gegenüber. „Albina, Hanfa, nehmt mich mit!“ rief sie ihnen entgegen. Aber die Angerufenen antworteten nicht. Sie hatten plötzlich in der Baude auf der anderen Seite etwas zu bewundern, wo hohe Stöße von Pfefferkuchenherzen auf dem Tische lagen. Tief neigten sie ihre Köpfe darauf, und dabei schoben sie sich unmerklich aus Katinkas Nähe. Was hatten denn die beiden? Wenn sie nicht wollten, aufdrängen mochte sich Katinka nicht. Es war also vorhin doch keine Täuschung gewesen. Sie thaten beleidigt? Weshalb? War es die Scene im Walde? — Und Katinka ärgerte sich über die dummen „Gänschen“, daß ihr das Blut in den Kopf stieg.

Was sollte sie die Gesellschaft noch länger suchen? Sie würde sich ja doch nur ärgern müssen. Umkehren und ins Kirchlein, das war sicher das Beste. — Der Zufall führte sie auf dem Rückwege in einen Gang, an dessen Mündung sie bisher immer vorbei gelaufen war. Nun that sie ein paar Schritte hinein und blieb verblüfft stehen. Da saßen sie ja, die ganze Herde. Auf der Außenbank des langen Tisches die Burschen, sie kehrten ihr den Rücken und merkten ihr Kommen nicht, auf der Innenseite die Mädchen. Mit höhnischen Blicken stierten alle sie an und doch nicht ohne Verlegenheit. Keine rief, keine winkte, keine machte Platz. Man wollte die Katinka nicht. Das sah ja aus wie Verabredung, wie Verschwörung!

O, diese Blicke! Sie kannte sie vom Tanzboden her. Wenn die Tänzer sich um Katinka rissen, während die anderen Schönen gelangweilt im Winkel saßen, dann loderten die Augen der Verschnähten gerade so voll Neid und Eifersucht und Haß, wie eben jetzt. Dort im Tanzsaal mochten sie noch einige Ursache dazu haben. Aber heut! Etwa die harmlose Huldigung im Walde! Es war thöricht.

Voll Verachtung wandte Katinka ihnen den Rücken. Auf der anderen Seite des Ganges in einem Wirtszelte gewahrte sie einen leeren Tisch, ein Brett über zwei aufgerichteten Fässern. Zur Hälfte beschien ihn die Sonne. Mochte das sein, er lag vortrefflich. Von da aus konnte sie den Schmollenden einen schönen Poffen spielen. Sie wählte ihren Platz so, daß die Mädchenreihe drüben am Tische bequem in ihrem Gesicht lag, und wartete. Die Burschen würden sich ja doch endlich einmal umsehen. Dann wehe den Thörrinnen!

Da kam der Franzek zurück von seiner Entdeckungsreise, trübselig, verschämt; er fürchtete offenbar, daß Spott und Hänselei nun über ihn hereinbrechen würden. Aber die Mädchen lachten ihn nicht aus, mit großen,



besorgten Augen starrten sie ihn an, sie fühlten, das war das Verhängnis. Ehe der Franzek seinen alten Platz einnahm, schweiften seine Augen zufällig noch einmal über die Köpfe der Menge hinüber und zur jenseitigen Zeltreihe. Seine Züge verklärten sich, er stand wie gebannt und lächelte verwundert. Die Burschen wurden aufmerksam, sie folgten seinem Blicke neugierig, und der Gustlik sprang hinüber.

Die Mädchen knirschten mit den Zähnen. Da hatten sie's, eine große Dummheit hatten sie gemacht. Wie lebhaft sie auf einmal wurden! Was sie plötzlich alles zu erzählen wußten! Aber alle Künste waren umsonst. Die Burschen ließen sich durch nichts halten. Einer um den andern fand seinen Vorwand, das Zelt auf einen Augenblick zu verlassen, und kehrte nicht wieder. Drüben sei das Bier frischer, lief es schnell die Reihe hinauf. Kaum ein halbes Duzend blieb. Der Wirt schüttelte den Kopf, die Mädchen ballten die Fäuste unterm Tische.

Katinka triumphierte. Sie plauderte, klatschte lustig in die Hände und lachte voll Übermut, daß ihre hellen Triller unqufshörlich hinüberschlügen ins andere Zelt. O, die da drüben, die mußten heut noch bersten vor Eifersucht! Katinkas Ausgelassenheit steckte die übrigen an. Die Burschen ließen ihre Zuchzer klingen, und die Gläser klirrten immer lauter. — Aber Katinka empfand doch keine rechte Freude, — sie mußte sich bald zwingen zur Lustigkeit. Neben ihr saß der Gustlik mit gläsernen Augen und schwerer Zunge. Alle übrigen waren noch ziemlich aufgeräumt, er allein — — —. Es war ekelhaft, sie schämte sich seiner. Nein, er würde die Nadel gewiß nicht empfangen. Der Franzek saß oben am Tisch, am andern Ende, ihr gerade gegenüber. Ein stilles Lächeln lag um seine Lippen, wie der Sonnenschein einer süßen Ahnung. Er war völlig nüchtern, und Katinka warf ihm einen dankbaren Blick zu. — —

Draußen fluteten die Menschen immer geschäftiger. Man eilte, die letzten Einkäufe zu besorgen. Das Gelage aber wurde immer wilder, wüster. Gustliks Kopf war schwer auf den Tisch gesunken. Was sollte Katinka noch? Jetzt war es Zeit, — keiner würde etwas merken in dem Lärm und Trubel, sie tauchte lautlos in die Menge.

Totenstille empfing sie im Kirchlein. Katinka hörte kaum ihre Tritte, so dicht lag weiches Gras auf den Steinfliesen. Dicke Weihrauchwolken standen bis an die Decke und hüllten den düsteren Raum in eine schläfrige blaue Dämmerung, die das rote Auge der ewigen Lampe fast erstickte. Unterm Chor in einer kleinen Wandnische rang ein Kerzenflämmchen mit dem Tode, — das war der Ort, dort mußte sie beten. Sie duckte sich in die Bank davor, faltete die Hände und starrte in die Flamme. Jedesmal, wenn diese aufflackerte, blitzte ein breiter Goldrahmen aus der Wand und

auf glatter Leinwand ein lächelndes, süßes Jungfrauengesicht, weiße, segnende Hände — —.

Und sie begann zu beten. „Heilige Mutter — — —.“ Aber sie vermochte die Gedanken nicht zusammenzuhalten. Von allen Seiten drang es auf sie ein, hunderterlei Dinge, an die sie lange nicht gedacht hatte, gingen ihr plötzlich durch den Kopf. Der Dunst des Bierisches, der wie eine dumpfe Wolke noch in ihren Kleidern lag, trug ihr wohl das alles zu, die störenden Gespenster, die grinsenden Teufel. Und die Luft war so schwül und schwer, sie machte müde, schwach zum Widerstand. Dazu der matte Duft welcher Kräuter und Blumen, der stark vom Boden aufstieg! Dann sah sie wieder den Gustlik in seinem Rausche, und der Ekel schüttelte sie. Pfui! — Nein, sie konnte wirklich nicht — — —. Aber dazu war sie ja gekommen. Es mußte sein, sie mußte beten. Die Entscheidung mußte kommen. Schluchzend drückte ihr Gesicht sich in die Hände.

### III.

Als Katinka den Kopf aufhob, fühlte sie unter der Stirn einen prickelnden Schmerz. Sie war betäubt und mußte die Augen reiben, ehe sie sich zurecht fand. Das Kerzenflämmchen hatte sich zu Ende gequält, aus der Nische gähnte undurchdringliches Schwarz, und die blaue Dämmerung war inzwischen dunkel geworden. Erschrocken sprang Katinka auf und stürzte hinaus.

Der Menschenstrom hatte sich verlaufen. Viele Zelte waren bereits niedergelegt, meist standen aber noch die nackten Holzgerüste. Die Händler warfen den übrig gebliebenen bunten Kram mürrisch in die Kisten, schlugen die schweren Deckel zu und klapperten mit den Schlüsseln.

Scheu eilte Katinka an ihnen vorüber. Sie fürchtete die neugierigen Blicke der fremden Leute, — ohne eigentlich zu wissen, warum. Aber niemand achtete ihrer. Die Prozessionen waren alle längst abgezogen, auch die ihrige, trotzdem suchte sie das Zelt auf, wo sie gelagert hatten, und als sie die leeren Tische und Bänke vor sich sah, empfand sie einen bitteren Ärger. Warum hatte sich niemand um sie gekümmert? Warum hatte man sie nicht gerufen? In früheren Jahren war es doch immer so gewesen, daß gewartet wurde, bis die Köpfe vollzählig hinter den Fähnlein standen. Der Gustlik hätte sie gewiß nicht im Stich gelassen, aber der hatte sich heute betrunken, der Franzek, nun, — der war zu dumm, und die Mädchen? Denen war es gewiß eine rechte Freude gewesen, ohne sie, die Katinka, den Heimweg anzutreten, vielleicht hatten sie, um ihr einen Streich zu spielen, den Vorsänger noch gedrängt, recht früh aufzubrechen! Möchten sie diese Freude haben! Was war auch weiter dabei, wenn

Katinka ohne Gesellschaft nach Hause gehen mußte. Den Weg fand sie ohne Führung, und es war sicher angenehmer, allein durch die Felder zu schreiten als im dumpfen Schwarm. Sie konnte da ungestört ihren Gedanken nachhängen, und wollte sie singen oder beten, so ging auch das. Sie kannte alle Lieder und die Gebete, die auf dem Heimwege angestimmt wurden, die Stellen, wo neu eingesetzt zu werden pflegte, so gut wie der Vorsänger, sie wußte alles auswendig und konnte für sich allein jedenfalls andächtiger sein als mit den übrigen. Vor Einbruch der Nacht, so ums Abendläuten, würde sie ja doch noch zu Hause sein, um rechtzeitig die Kühe zu füttern und ihre Abtheilung zu melken. Eher war es nicht nötig; wenn sie deshalb auch eine Weile später heimkam als die Prozession, so schadete das gar nichts, das würde nicht einmal jemand merken. Und übrigens — vielleicht war der Zug noch einzuholen.

So trat sie aus dem Zeltlager auf die Landstraße, deren Ränder von hundert und hundert Wagenrädern zerschnitten waren. Drunten in der Ferne wirbelten Staubwolken. Das mußten die Prozessionen sein, oder Wagen, die die bequemerer Wallfahrer zur Heimat trugen. Katinka begann rüstig zuzuschreiten; — sicher, die Prozession war noch zu erreichen, es konnte gar noch nicht so spät sein.

Trotz dieser aufflackernden Hoffnung aber wurde sie ein beklemmendes Gefühl nicht los, eine Ängstlichkeit, die in ihrem Innern emporstieg, heimlich bis an die Kehle, daß sie manchmal durch gewaltsames Atmen sich von dem Drucke befreien mußte. — Was hatte sie nur zu fürchten? War es, daß die Sonne doch schon tiefer stand, als sie anfangs geglaubt hatte, daß sie doch kaum noch hoffen konnte, zur rechten Zeit daheim zu sein! Ei was, die zugetheilte Arbeit blieb ihr ja doch, sie opferte ein Stündlein von der Nachtruhe, und die Kinder, die das ganze Jahr regelmäßig versorgt wurden, würden nicht gleich umkommen von einer Verspätung. Oder war es der Wald, den sie nun allein durchschreiten sollte, der bereits vor ihr aufstauchte wie ein starrer schwarzer Wall? Unheimlich drohend lag er quer in den Feldern, hinter den wiegenden Ährenflächen. Das war der Wald, von dem die Großmutter an Winterabenden so grausige Schauermärchen zu berichten wußte: vom Handwerksburschen, der wochenlang am Kiefernaste hing, von den Krähen angehackt, ehe man ihn loschnitt; von den Zigeunerbanden, die im Dickicht lagerten, Igel brieten und Kinder stahlen; von Wegelagerern, die einsame Wanderer plünderten u. s. w. Aber das alles war vor vielen, vielen Jahren geschehen, damit tröstete sich Katinka. Heut bot der Wald zu ungestörten Räubereien keine Gelegenheit mehr, die Straße war längst zu sehr belebt. Überhaupt an Wallfahrtstagen, da gingen und kamen die Menschen ohne Unterbrechung.

fort, ihr dummen Geschichten! sagte Katinka deshalb. Sie dachte ans Beten. Das würde den Weg besser verkürzen und zugleich ihr Gemüt von dem dumpfen Drucke befreien. Aber sie quälte sich vergeblich, die Gedanken zu sammeln. Der baumelnde Handwerksbursche, die braunen Zigeuner schmuggelten sich immer wieder in den Kopf. Was war das nur heut? Schon droben im Kirchlein — —! Und nun wußte sie auf einmal, woher ihre Beklommenheit kam.

Das dunkle peinigende Gefühl war ein Vorwurf des Gewissens. Anstatt ihrem Vorsatz gemäß, droben im Kirchlein fleißig und inbrünstig zu stehen um Erleuchtung ihres schwankenden Herzens, hatte sie geschlafen und geträumt. Das war eine Sünde, und dafür würde sie schwer büßen müssen. Das hatte der Traum wohl schon andeuten wollen mit seinen schrecklichen Bildern, die immer schauerlicher und grausiger geworden waren, bis sie voll Angst davon erwachte. Nun mußte sie allein durch den finstern verrufenen Wald. Das war die erste Strafe. Und die ersuchte Erleuchtung blieb aus; der alte Zwiespalt, die entnervende Ungewißheit sollte sie weiter foltern, Tag und Nacht!

In auflosender Verzweiflung warf sie ihre Hände gen Himmel und harrete wie ein Steinbild, nur die brennenden schwarzen Augen irrten hoffnungsfelig droben und suchten im kühlen Blau. Aber es geschah kein Wunder, keine Stimme sprach aus den Wolken. Und eine große Thräne rollte langsam über ihre Wange und fiel in die breite Krone einer leuchtenden Johannisblume zu ihren Füßen. Sollte die Blume vielleicht? Der plötzlichen Eingebung folgend, bückte sich Katinka, und mit ungeduligen zitternden Fingern zerpflückte sie den weißen Strahlenkranz. Blättchen um Blättchen zog sie heraus: Gustlik — Franzek, Gustlik — Franzek — — —! Und das letzte Blättchen sagte: Franzek!

Sie hätte auffauchzen mögen. Gott sei Dank! freilich, der Franzek mußte es sein. Das war eigentlich selbstverständlich. An den Gustlik durfte sie nach dem heutigen Verhalten nicht mehr denken. Solch' ein Säufer! Der Ekel schüttelte sie. Nimmer! — Der Franzek, der Franzek! Wäre der doch jetzt da, auf der Stelle würde sie ihm die Nadel anstecken, und dann müßte er sie durch den Wald führen. O, der würde sie tragen! Am nächsten Sonntag aber mußte er die Nadel empfangen. Mit zärtlichem Blick betrachtete sie noch einmal den funkelnden Stein, dann wickelte sie das Kleinod sorgsam wieder ins weiche Papier und ging, — erleichtert, mit neuem Mute und malte sich die Zukunft aus.

Aber nur ein paar Schritte that sie vorwärts, da zuckte sie erschrocken zusammen. Ein leises Wimmern drang an ihr Ohr. Wenn jetzt ein Strolch aus den Bäumen gesprungen wäre, sie hätte sich nicht von der

Stelle rühren können, so lag der Schreck in ihren Gliedern. Was mochte das sein? — Da, — abermals dieselbe Stimme, — lautes Stöhnen, dann Zähneklappern. Es kam aus dem Straßengraben. Katinka wollte eben die Flucht ergreifen, nur wußte sie nicht schnell, was ratsamer sei, ob vorwärts oder zurück, als über den Wegrand zu ihrer Linken ein Männerkopf heraus sah, ein Kopf mit wirrem Haar und blutüberströmtem Mund und Kinn.

Aber nicht im geringsten erschreckte sie das, denn auf den ersten Blick erkannte sie das durch Blut entstellte Gesicht: Es war der Gustlik! Trotz seines Rausches schien auch er die Katinka sogleich zu erkennen. Unverständliche Worte lallend, suchte er sich aufzuraffen. In seinen Mienen spiegelte sich eine gewisse Verlegenheit und Scham, er zitterte am ganzen Körper. Sein Lager, eine schlecht ausgetrocknete Lache, mochte doch etwas zu kühl gewesen sein. Das erbarmte sie, sie überwand den Ekel, der von neuem und stärker als je in ihr aufstieg, und half dem Zappelnden auf die Beine. Dann zog sie ihn mit sich fort.

Es ging besser, als Katinka dachte. Gustlik hatte seinen Rausch ziemlich ausgeschlafen und außer der blutig geschlagenen Nase wohl keinen Schaden davon getragen. Zwar schoß er manchmal in tollem Zickzack mit ihr über die Straße, aber der Wald hüllte ja alles in seinen Schleier, und im Dunkeln konnte sie das schmutzige, ekelerregende Gesicht gar nicht einmal sehen, so war es doch besser trotz alledem, als allein durch die Wildnis zu schleichen zu so später Stunde. Auf seine Fragen antwortete sie nicht, Gustlik vertrieb sich deshalb die Zeit durch Schimpfen auf die Freunde, die ihn treulos in der Not verlassen hatten.

Endlich, endlich kamen des Dorfes Häuser in Sicht. Gustlik war fast nüchtern geworden. Er rieb sich das Blut vom Munde und wollte die Katinka durchaus küssen. Voll Zorn und Ekel aber stieß sie ihn zurück, daß er taumelte. Dann eilte sie voraus. Er suchte sie einzuholen, aber es gelang ihm nicht, sie behielt einen Vorsprung von mehr als fünfzig Schritten. So zogen sie ins Dorf ein.

An den Hofthoren da und dort, mitten auf der Straße, in Gruppen standen plaudernde Mädchen, die sich vor dem Schlafengehen noch schnell die Erlebnisse des Tages erzählten oder auf die Liebsten warteten. Das war alter Sonntagsbrauch, und Katinka hatte daran nicht gedacht. Dafür mußte sie nun Spießruten laufen. — Es gab keine Rettung. Zurück konnte sie nicht, sie wäre da dem Gustlik in die Hände gelaufen. Mochte es also sein. Mochten es gleich alle wissen, wie spät sie heimkehrte von der Wallfahrt. Mochten sie zischeln!

Aber das Lachen, das ihr aus jeder Gruppe nachschlug, klang ihr doch gar zu häßlich.

## IV.

Sonntagsnachmittag auf dem Dorfe! Die Sonne scheint wie Gold. Eine große, andächtige Stille zittert über den schrägen Dächern, die Häuser machen ordentlich feierlich vergnügte Gesichter, aus denen Kummer und Sorge, alle falten hinweggewischt sind. Die leeren Wagen im Hofe recken ihre langen Deichseln in behaglichem Nichtsthun, unterm Schuppen schlafen die Pflüge, in der Ecke lehnt schläfrig eine Gabel, ein Grabscheit. Im Garten, wo Apfel- und Birnbäume den breitesten Schatten werfen, an der kühlen Erde schnarchen Herr und Knecht, Frau und Magd. Es ist wie im Märchen, ein allgemeines Ausruhen, ein brünstiges sich Dehnen und Strecken.

Katinka aber empfand nichts vom Zauber des Sonntagnachmittags. Sie saß verlassen im Gartenhäuschen, den Kopf in die Hände gestützt, und ihre Augen gingen groß und traurig hinaus, über den Garten hinweg und die goldblonde Weizenfläche dahinter, in den grauen, flimmernden Himmel. Aber sie sah nichts von alledem, sie starrte ins Leere. Kummer lag in ihren Zügen und die Müdigkeit schlafloser Nächte.

Im Nachbargarten knisterten frischgestärkte Sommerkleider. Zwei lachende Mädchenstimmen kamen näher und schlugen über die Mauer, die sich als Grenze zwischen den Gärten hinzog.

„Du bist heut in der Kirche gewesen, und hast es selber gehört?“ fragte die eine Stimme verwundert.

„Was ich Dir sage, sie sind aufgeboten worden“, antwortete die andre.

Das war die Hanka mit ihrer Freundin vom Vorwerk, der Albina.

„Ich wollt's nicht glauben, weil es so plötzlich, so unverhofft — —“

„Nun, wie denn, wie wurde sie denn aufgeboten, — als Jungfrau — —?“

„Ach, als Bauerntochter einfach, und er als Bauernsohn, wie sie's verdienen.“

„Es ist also wirklich wahr! So eine Schlechtigkeit! Das hätt' ich der Katinka doch nicht zugetraut.“

„O, die — —! Mich als Nachbarin überrascht das nicht. Aber es ist eine Gemeinheit. Erst die Augen verdrehen in Frömmigkeit, und dann sich so wegwerfen.“

„Leid thut sie mir“, sagte Albina. „Sie ist zu schade für einen Säufer.“

„Will sie's denn nicht selber haben? Es geschieht ihr ganz recht. Mehr verdient sie nicht. Und Prügel alle Tage dazu! Der Gustlik wird das schon besorgen. Weh' ihr, wenn sie's etwa noch wagt, einen Myrtenkranz zu tragen am Hochzeitstage, bei Gott, ich reiß ihr ihn aus den Haaren, so wahr ich Hanka heiße.“

„Hanfa, ich will's immer noch nicht glauben.“

„Aber der Gustlik hat es ja selber erzählt in der Schenke. Denk' doch an ihr auffälliges Betragen am Wallfahrtstage! Das war ja alles schon vorher verabredet, lange vorher. Sie hielt sich versteckt, als die Prozession abzog, er stellte sich betrunken, warf sich in den Straßengraben und wartete. O, die sind Geriebene, Albina!“ —

Katinka hatte die Zähne in die Zunge gedrückt, um nicht aufzuschreien. Nun aber hielt sie es nicht länger aus, sie stürzte hinaus, über den Garten ins Feld.

Das war wie ein jäher Blitz, dessen greller Strahl und Donnerschlag betäubt. Aber Katinka kam sehr bald wieder zu sich. Nun war ihr alles klar. Gott sei Dank!

Wie diese beiden Mädchen sprach und urtheilte das ganze Dorf über sie, und alle glaubten, was sie sagten, und lästerten, nicht einmal der eigne Vater, zu dem das blöde Gerede schnell den Weg gefunden, zweifelte. Nun brauchte sie sich nicht mehr zu wundern über sein sonderbares Benehmen. Die ganze Woche hatte er kein Wort zu ihr gesprochen; wenn er ihr begegnete, sah er gequält zur Seite. Er ging gedrückt, verstört einher, wie ein Suchender, der unter der Hand vergessen, was er sucht. Nun wußte sie es: der Tochter Schande drückte ihn, es kränkte ihn, daß sein Haus, über dessen Reinheit er immer mit peinlicher Strenge gewacht, besudelt war. Er sann und grübelte auf Schritt und Tritt, wie die in seinen Augen verlorene Ehre zu retten, wie die Schmach wieder gut zu machen wäre. Und endlich hatte er es gefunden: Die Gottvergessene, die Tochter mußte heiraten, daß die bösen Jungen verstummt, so bald wie möglich, — natürlich ihn, den Schuldigen, den Gustlik! Die Stiefmutter that, als ginge das alles sie nichts an. Ihr war alles recht, wenn nur Katinka endlich aus dem Hause kam.

Schon heut war sie, Katinka, zum erstenmal aufgeboden worden. Als Bauerntochter! Ihr Herz krampfte sich zusammen. Damit war der Stempel, das Schandmal für immer auf ihre reine Stirn gedrückt, — wenn sie es hinnahm, schweigend, feig wie der Gustlik. Der lachte sich am Ende gar in die Faust. Vielleicht war er der Urheber der schändlichen Verleumdung; der Schein mußte ihm ja Recht geben. Der schlaue Fuchs meinte doch nicht etwa, auf diese Weise endlich zum Ziele zu gelangen. — Das wäre ein Dank für ihre Gutmütigkeit.

Katinka hatte im Laufe der Woche manchmal gefürchtet, der Vater sei plötzlich irrsinnig geworden, und deshalb, um ihn nicht zu reizen, absichtlich vermieden, sich der geplanten Hochzeit zu widersetzen. Möchte er das Aufgebot immerhin bestellen! Wenn auch der Gustlik damit einverstanden war, am Ende kam es doch auf sie an. Ein einziges kleines

„Nein“ in letzter Stunde, — und sie war gerettet. Nun sah sie freilich ihre Thorheit. O, der Vater war völlig bei gesunden Sinnen, völlig bis auf seine unerklärliche Leichtgläubigkeit. Er kannte sie doch, seine Tochter, wie konnte er sich so verblenden lassen! Wer hatte das bloß fertig gebracht! Auf der Stelle mußte sie zu ihm und ihm alles erklären.

Sie war auf einen Rain geraten, der zwischen mannhohem Getreide dahin lief. Als sie jetzt den Kopf aufhob, um zurück zu kehren, trat ihr soeben ein Mann entgegen, ein großer Mann mit breiten Schultern, der den Weg herauf kam. Sie erschraf zum Tode: es war der Franzek. Um ihn vorbei zu lassen, trat sie einen Schritt ins Roggenfeld. Er aber ging nicht vorüber, er blieb vor ihr stehen und sagte leise mit trauriger Stimme: „Katinka!“

Ohne aufzublicken, antwortete sie ihm: „Geh' doch, geh' doch! Mit wem sprichst Du?“

Aber er ging nicht. Das quälte sie, und sie fuhr ihn rauh an: „Geh' schon, geh' endlich! Weißt Du nicht, was die Leute sagen?“

„Ich weiß es, Katinka, o, ich weiß es.“

„Und gehst doch nicht, noch nicht?“ drängte sie ungeduldig.

Franzek wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Mit großen Augen staunte er sie an.

„Oder, — oder glaubst Du's etwa nicht, was sie sagen?“

„Sie lügen, Katinka, sie lügen alle!“ antwortete er mit tiefer Überzeugung.

Ihr Herz jauchzte. „Aber sie lügen nicht, ich sage es Dir, ich selber, sie reden die Wahrheit. So geh' doch!“

„Katinka, Du lügst!“ Er schrie es fast, sie zuckte zusammen.

„Wer sagt Dir das? Geh', ich bin schlecht, die ganze Welt ist schlecht.“

Er hob sie aus den Halmen. „Nicht Du, nicht Du, Katinka! Es ist alles Lüge, ich weiß es, ich schwör' es — —“

Betroffen blickte sie zu ihm auf und fragte weich: „Warum glaubst Du's nicht?“

„Ich kann nicht, Katinka.“

Sie wollte ihm die Hand reichen, plötzlich aber sank sie ihm schluchzend an die Brust. Franzek wußte nicht, wie ihm geschah. „Nun wird alles noch gut. Komm mit mir, Franzek. Nun bin ich deine Braut!“ jubelte sie, und der grüne Nadelkopf schimmerte an seiner Krawatte wie eine lächelnde Thräne.

Er ließ sich von ihr fortziehen wie ein staunendes Kind.



## Aus der Vergangenheit von Leobschütz.

Von

Professor Scharnweber, Breslau.

### III.

#### Durch Nacht zum Licht.

Hundert Jahre sind vergangen. Wir befinden uns in der Zeit, die unmittelbar der Thronbesteigung des großen Königs voranging, der Schlesiens gesegnete Fluren seinem Staate einverleiben sollte.

Die schweren Wunden, welche der dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen hatte, waren geheilt, der lange Frieden hatte Handel und Wandel zu neuer Blüte gebracht und konnte seine Segnungen um so eher entfalten, als das Geschick der Städte, die in Oberschlesien zumeist nur in loser Abhängigkeit von ihren Fürsten standen, in der Hand erfahrener und erprobter Männer lag, die das Vertrauen ihrer Mitbürger zu einer führenden Stellung erhoben hatte. In Leobschütz verwaltete 1733—1739 das Stadältestenamnt Anton Hamm, der hierfür durch seine günstige äußere Lage und durch seinen biederen, ehrenfesten Charakter ganz besonders geeignet erschien.

Während des Tages war all sein Dichten und Trachten dem Wohle seiner Vaterstadt geweiht; kehrte er aber, ermüdet von seinen Amtsgeschäften am Abend heim, so umfing ihn der stille Frieden seines Hauses, nicht selten verschönt durch die Anwesenheit lieber Gäste, die besonders durch die Sittsamkeit und Anmut seiner einzigen Tochter Adelgunde angezogen wurden.

Unter ihnen ragte durch seine angesehene, einflußreiche Stellung der Stadtrichter Adam Malik hervor, der sich eifrig um die Gunst der Jungfrau bemühte, ohne indes bei dieser sonderliches Entgegenkommen zu finden.

Nun stand gerade damals die Stadt in erbittertem Rechtsstreit mit dem fürstlich Liechtensteinschen Oberamt. Sie glaubte nämlich, auf Grund alter, auch von ihren früheren Fürsten anerkannter Privilegien, von dem Geld- und Getreidezins entbunden zu sein, während jetzt dessen Zahlung, sogar unter Androhung von Gewaltmaßregeln, verlangt wurde. Gestützt auf ihre verbrieften Rechte, beharrten die Bürger auf ihrem ablehnenden Standpunkt; vor allen der Stadälteste wies entschieden alle Übergriffe der fürstlichen Verwaltung zurück und wurde dabei von Malik kräftig unterstützt.

Dies änderte sich indes, als der Stadtrichter nicht nur eine gewisse Abneigung Adelgundens wahrnahm, sondern auch zu bemerken glaubte, daß deren Eltern ihr gegenüber seine Interessen nicht mit der nötigen Entschiedenheit vertraten. Mit dieser Erkenntnis aber wandelte sich seine bis-

herige Liebe und Freundschaft in Groll und Haß, und er beschloß, an allen furchtbare Rache zu nehmen, besonders an seinem begünstigten Rivalen.

Das war der fürstliche Hauptkassenbeamte oder, wie der damalige Titel lautete, Oberkassner Josef Wiesner, der unter eigentümlichen Umständen der Familie näher getreten war.

Am 2. August jeden Jahres feierten die Franziskaner des Agidienklosters das Ablassfest ihrer Stammkirche Portiuncula.<sup>1)</sup> Auch diesmal waren nicht nur die Städter, sondern auch die Landbewohner von weit und breit herbeigeströmt. Draußen vor der Kirche entwickelte sich ein äußerst lebhaftes Treiben. Wallfahrer lagerten sich zwischen den Buden und Tischen der Krämer, mitten durch die Volksmenge rasselten allerlei Gefährte, und nur mühsam konnten die Kirchgänger sich hindurch winden; drin aber kniete, Kopf an Kopf gedrängt, die Schar der Andächtigen.

Unter ihnen fehlte auch Adelgunde nicht, welche in frommem Gebet den Segen des Höchsten auf sich und ihre Lieben herabsehte. Doch bald litt sie schwer unter der drückenden Hitze, welche durch die qualmenden Wolken des reichlich geopferten Weihrauchs und die Menge der auf Altären und Stachelkreuzen brennenden Kerzen verursacht wurde. Ängstlich sah sie sich nach dem Ausgange um; doch sofort erkannte sie die Unmöglichkeit, ihn zu erreichen; eine lebendige Mauer schloß sie von allen Seiten ein. Das Gefühl ihrer Hilflosigkeit drückte sie vollends nieder, und ohnmächtig sank sie um.

Dicht neben ihr stand der Oberkassner, ganz seiner Andacht hingegeben. Erschreckt hob er die Leblose auf und bahnte sich mit seiner kostbaren Last einen Weg zur Thür. Vor der Kirche legte er das Mädchen sanft nieder, einige teilnehmende Frauen traten hinzu, und mit ihrer Hilfe gelang es ihm bald, die Bewußtlose in das Leben zurückzurufen. Da er aber jetzt darauf bedacht war, jede Aufregung von der Leidenden fernzuhalten, so lehnte er dankend allen weiteren Beistand ab, geleitete jene, sorgsam ihrer Schwäche achtend, nach dem Hause ihrer Eltern und teilte ihnen das Vorgefallene zart und schonend mit.

Dies alles erwarb dem jungen Mann deren dankbare Anerkennung, zugleich aber erwachte in dem Herzen der Jungfrau ein wärmeres Gefühl für ihren Retter. Da dieser schon längst in heimlicher Liebe zu dem schönen Mädchen entbrannt war, so konnte jetzt, wo der Oberkassner fast täglich im Hause von Adelgundens Eltern verkehrte, jeder Tag eine Erklärung zwischen den Liebenden herbeiführen.

<sup>1)</sup> Der Portiuncula-Ablass, der ursprünglich nur denen erteilt wurde, die am 2. August, dem Einweihungstage der 1569 über der Kapelle des heil. Franz von Assisi errichteten Kirche Madonna degli Angeli (Portiunculakirche) beichteten, wurde durch Gregor XV. auf alle Franziskanerkirchen ausgedehnt.

Zwar war sie noch nicht erfolgt; doch jeder ihrer Blicke, sowie die ganze Art ihres Verkehrs mit einander offenbarte ihr Geheimnis.

Auch dem Stadtrichter war es nicht entgangen, und mit stillem Ingrimme erblickte er darin das Todesurteil seiner eigenen Hoffnungen, zumal der Stadtälteste und dessen Gattin einer künftigen Vereinigung Josefs mit ihrer Tochter durchaus nicht abgeneigt zu sein schienen und dessen stiller Werbung keinerlei Hindernis entgegenstellten. Dieser letzte Umstand vor allem war es, der jenen bewog, auf Adelgundens Hand endgiltig zu verzichten; doch zuvor wollte er alle, die ihn dazu gezwungen hatten, moralisch vernichten.

Demgemäß schrieb er, der bis dahin den Stadtältesten in seinem Widerstande gegen die Oberhauptmannschaft ermuntert hatte, heimlich an das fürstliche Amt in Jägerndorf, es bestehe ein hochverrätherisches Komplott in der Bürgerschaft von Leobschütz wider den Fürsten, an dessen Spitze der Stadtälteste und der Oberkafner ständen.

Aufgrund dieses lügnerischen Berichtes wurden Wiesner die Kassengelder abgenommen, seine dienstlichen und seine Privatpapiere durchforscht, er selbst aber, da gegen ihn der Verdacht unrichtiger Rechnungslegung und beträchtlicher Unterschlagungen von Kassengeldern erhoben wurde, gefesselt nach Jägerndorf abgeführt.

Ein gleiches Verfahren konnte gegen Anton Hanm nicht eingeschlagen werden; denn ihn schützten seine Rechte als Bürger der Stadt. Indes wurde er auf ausdrückliches Verlangen des Fürsten abgesetzt und über seine Verwaltung Rechenschaft gefordert. Allein die eingeleitete Untersuchung ergab die völlige Grundlosigkeit der Anschuldigungen und wurde nach kurzer Zeit niedergeschlagen.

Inzwischen war der Oberkafner von dem Oberhauptmann vernommen und ihm die Veranlassung zu seiner Verhaftung mitgeteilt worden. Trotz der Schwere der gegen ihn bestehenden Verdachtsmomente wurde sein Vorgesetzter durch das freie offene Wesen des Angeklagten und dessen lebhafteste Unschuldsbeteuerungen in seiner festen Überzeugung von Wiesners Schuld einigermaßen wankend und bewilligte ihm eine vierwöchentliche Frist, innerhalb deren er seine Unbescholtenheit zu beweisen habe.

Allein was konnte er thun, da er noch weiter in strenger Haft gehalten wurde? Vergebens sann er die einsamen Tage und die trostlosen Nächte darüber nach, wie es ihm gelingen möchte, sich von dem auf ihm ruhenden entsetzlichen Verdacht zu reinigen. Was bedeutete sein bisheriges untadeliges Leben, was sein fleckenloser Ruf gegen die erdrückenden Zeichen für seine Schuld? Wie sollte er die falsche Rechnungslegung als einen wider ihn unternommenen Betrug nachweisen, wie vermochte er das Fehlen der

bedeutenden Summen in der fürstlichen Kasse anderen zu erklären, da er selbst dafür keine Erklärung fand? Nicht einmal einen Verdacht gegen irgend eine bestimmte Person wagte er sich selbst gegenüber aufkommen zu lassen, da er wußte, wie sorgsam er die ihm anvertrauten Gelder vor fremden Eingriffen behütet habe; daß dem allen ein persönlicher Racheakt zugrunde liegen könnte, kam ihm überhaupt nicht in den Sinn, da er nie in seinem Leben einen Menschen absichtlich gekränkt oder beleidigt hatte, mithin auch keine Ahnung davon haben konnte, daß ein Todfeind ihn zu vernichten gedachte.

Und bei alledem war er durch seine Gefangenschaft von der Außenwelt völlig abgeschnitten!

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß sich allmählich finstere Verzweiflung seiner bemächtigte und er den hoffnungslosen Versuch aufgab, gegen sein widriges Geschick ankämpfen zu wollen. Möchte ihm geschehen, was da wollte — er war darauf gefaßt. Nur ein Gedanke ließ ihn schauern.

„Sollte Adelgunde ihn für schuldig halten, wie alle anderen es wohl zweifellos thaten?“ Dies hätte er nicht ertragen können; dann wäre er lieber gestorben!

So war der ihm bewilligte Termin fast verstrichen. Da that sich die Kerkerthür zu ungewöhnlicher Stunde auf; gewiß, damit er sein Verdammungsurteil erfahre! Nun gut; zwar fehlten noch einige Tage, doch was verschlug es? wenigstens war die entsetzliche Zeit der Ungewißheit zu Ende!

Doch was hörte er? Der Profoß kündigte ihm namens des Oberhauptmanns seine Freiheit an und machte ihm zugleich die freudige Mittheilung, daß die wirklichen Missethäter entdeckt und bereits verhaftet seien.

Der Übergang von der hoffnungslosesten Niedergeschlagenheit zur stolzesten Freude bewirkte, was die schweren Leidenswochen nicht vermocht hatten: der so glänzend Gerechtfertigte bebte am ganzen Körper, und eine heiße Zähre perlte in seinem Auge.

Bald aber ermannte er sich und suchte den Oberhauptmann auf; von diesem erfuhr er folgendes.

Am Tage seiner Verhaftung war der Stadtrichter, von nur einem Unterbeamten begleitet — bei dem damaligen Rechtsverfahren nichts besonders Auffälliges — ohne einen Auftrag hierzu zu haben, in die Kassenräume gedrungen, hatte sich Verschiedenes dort zu schaffen gemacht und dabei, wie er meinte, ungesehen verschiedene Schriftstücke und beträchtliche Geldsummen eingesteckt. Von dem anstoßenden Zimmer aus aber hatte der Gerichtsdienner das beobachtet und sich in einem unbewachten Augenblick ebenfalls Kassengelder angeeignet. Bald darauf machte er sich durch größere Geldausgaben

verdächtig, er wurde verhaftet und gestand den Diebstahl, gleichzeitig aber offenbarte er auch Maliks Verbrechen. Eine bei diesem vorgenommene Haussuchung bestätigte seine Aussage in vollem Umfange; auch dieser wurde gefänglich eingezogen und sah seiner Strafe entgegen.

Während der Oberkafner schuldlos hinter Kerkermauern schmachtete, war auch in des Stadtältesten Haus Leid und Trübsal eingelehrt. Zwar war, wie bereits erwähnt, die über seinem eigenen Haupte schwebende Gewitterwolke schnell genug verflogen. Doch die Wahrheit des alten Spruches: „Ein Unglück kommt selten allein!“ sollte sich auch bei ihm bethätigen: seine heißgeliebte Tochter siechte hoffnungslos dahin.

Ihr schon ohnedies zarter Körper war infolge der unvermittelten herben Schicksalsschläge, die sich über ihre Lieben entluden, ganz zusammengebrochen. Schon die Kunde von der Amtsentsetzung ihres Vaters, sowie das Peinliche von der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung, vor allem aber die schimpfliche Verhaftung des Oberkafners hatte sie heftig erschüttert. Dann kamen die entsetzlich langen Wochen der Ungewißheit über sein Schicksal, die Gerüchte über seine schwere Haft und über die ungeheuerlichen Anschuldigungen, die aufgrund untrüglicher Beweise gegen ihn vorgebracht wurden, und sie mußte zu ihrem Entsetzen sehen, daß selbst ihre Eltern an der Unschuld des von aller Welt Verlassenen zu zweifeln begannen! Ach hätte sie zu ihm eilen, sich ihm zu Füßen stürzen und ihm zurufen können:

„Wenn alle dich aufgeben sollten, ich zweifelte nicht an dir!“

Und dabei vermochte sie kaum noch ohne Hilfe über die Stube zu gehen!

Eines Sonntags nachmittags saß sie an dem geöffneten Fenster. Die Strahlen der sinkenden Sonne vergoldeten das Dach der gegenüberliegenden Kirche, welche rings von den Gräbern müder Erdenpilger umgeben war. Ach, wie bald würde auch ihr armes Herz hier Ruhe finden, um dereinst für immer mit dem Geliebten vereint zu sein!

Da klopfte es leise an die Thür und — herein tritt der so unendlich heiß Ersehnte. Freudig eilt er auf Adelgunde zu; diese will ihn begrüßen, ist aber zu schwach sich zu erheben; einen Blick unaussprechlicher Liebe sendet sie dem Heimgekehrten, dann fällt sie leblos vom Stuhle. —

Am Abend des nächsten Tages wurde die Dahingeschiedene zur letzten Ruhe bestattet. Die Bahre wurde von blumenbekränzten Jünglingen getragen; in offenem Sarge lag auf weißseidenen Kissen inmitten grünender Myrthen die entschlafene Jungfrau. Ein schier endloser Zug von Trauernden folgte, voran zwischen den tiefgebeugten Eltern Josef Wiesner, dessen fassungslosen Schmerz seine geröteten Augen, seine bleichen Wangen und seine bebenden Lippen verrieten.

Bald ist der Kirchhof erreicht; schon sind die Gebete gesprochen, und der Priester giebt das Zeichen, den Sarg zu schließen; doch die Mutter fleht unter heftigem Schluchzen, nur noch einmal möge ihr gestattet sein, einen letzten Abschied von ihrer Tochter zu nehmen. Sie beugt sich über sie und nezt deren Wangen mit ihren Zähnen.

Da plötzlich beleben sich die starren Züge der Entschlafenen, sie schlägt die Augen auf und ist ihren froh bewegten Eltern aufs neue geschenkt. Bald ist sie auch imstande sich aufzurichten und sinkt ihrem unsagbar glücklichen Bräutigam an die Brust.

Das Glück thut Wunder. In kurzer Zeit war die Totgeglaubte völlig genesen, so daß ihre Eltern nicht allzulange nach den erzählten Ereignissen den dringenden Bitten der Verlobten nachgaben und in deren Vermählung willigten.

Beide aber erreichten glücklich und zufrieden, umgeben von Kindern und Kindeskindern, ein hohes Alter. —

Fast zwei Jahrhunderte sind nach dieser wunderbaren, aber durch die Stadtarchive bestätigten Begebenheit verflossen, und noch lebt ein Zeitgenosse Adelgundens, nämlich ein Baum, die sogenannte Brautlinde, welche, wie es heißt, zur Erinnerung an deren Bestattung und Wiedererweckung an der Stätte des für sie bestimmten Grabes gepflanzt worden war. Zwar ist ihr Stamm vermorscht und mit Ziegeln ausgefüllt, und eiserne Klammern müssen ihn halten; doch noch grünen ihre Zweige und überragen weit das Dach der Marienkirche.

---

## Bücherbesprechungen.

### **R. Michael. Die Gliederung der oberschlesischen Steinkohlenformation.**

Separatabdruck aus dem Jahrbuch der Königl. Preuß. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie für 1901. B. XXII, Heft 3. Berlin 1902. Preis Mark 1,00. 35 S. u. Tabelle.

Im Laufe der letzten Jahre — führt der Verfasser aus — hat es nicht an Versuchen zu einer einheitlichen Gliederung der Schichten des oberschlesischen Steinkohlenbeckens gefehlt; es sind dabei vielfach Lokalnamen zur Anwendung gelangt, aber bei den einzelnen Gliederungen seitens der Autoren wiederholt in derart abweichendem Sinne und in so verschiedener Ausdehnung gebraucht worden, daß eine übersichtliche und richtige Auffassung dem Fernerstehenden ganz erheblich erschwert wird.

Verfasser geht nun die diesbezüglichen Arbeiten — von Mauve 1860 bis auf die neuesten Schriften — zugleich unter Berücksichtigung der angrenzenden mährischen, galizischen und russisch-polnischen Gebiete, durch und kommt zu dem Resultat, daß die neueren Benennungen der verschiedenen Schichten nach oberschlesischen Ortschaften nicht zu empfehlen seien, umsomehr, da die verschiedenen Autoren die Namen nicht konsequent und nicht in demselben Sinne gebrauchten. Z. B. werde die Bezeichnung Rybniker Schichten von Ebert, Potonié, Frech und Gaebler nicht in demselben Sinne angewandt. Der Name an sich sei z. B. nicht glücklich gewählt worden; denn wenn auch schließlich die älteren Schichten bei Rybnik vollständiger entwickelt seien als bei Ostrau selbst, so sei doch zu berücksichtigen, daß die Stadt im Gebiete der großen „Störungszone“ liege, und in ihrer Nähe in nächster Zeit gerade die östlich der Störungszone auftretenden jüngeren Schichten zum Abbau gelangen würden. Deshalb werde man in Zukunft die Bezeichnung irgend welcher Schichten als „Rybniker“ besser fallen lassen müssen.

Verfasser meint, daß wenn für die ältere Schichtengruppe ein Lokalname eine wenn auch nur historische Berechtigung habe, so sei es der von Stur für dieselbe eingeführte: Ostrauer Schichten. Von dem gleichen Gesichtspunkte müsse dann auf den von Jičinski für die jüngere Schichtengruppe eingeführten Namen „Karwiner Schichten“ zurückgegriffen werden. Neuere Lokalnamen müßten ganz besonders begründet sein, wenn sie ältere ersetzen sollten. Nach weiteren Ausführungen kommt dann Verfasser zu folgender Gliederung des gesamten oberschlesischen Schichtensystems. Er teilt die ganze Formation in drei Gruppen: A. Rand-Gruppe, umfassend die Ostrauer Schichten im weiteren Sinne; B. Sattel-Gruppe, umfassend die Sattelsföb-Schichten; C. Mulden-Gruppe, umfassend die Karwiner Schichten im weiteren Sinne. Gruppe A. zerfällt in: a) Untere Ostrauer Schichten, umfassend die untere und obere Stufe, und b) obere Ostrauer Schichten, gleich-

falls mit unterer und oberer Stufe. Gruppe B besteht aus einer unteren und oberen Stufe. Gruppe C zerfällt in: a) Rudaer Schichten mit unterer und oberer Stufe und b) Nicolaier Schichten mit unterer, mittlerer und oberer Stufe.

Der Broschüre ist eine Tabelle beigelegt, welche die zahlreichen Gliederungsversuche und die durch die verschiedene Anwendung derselben Lokalnamen verursachte Verwirrung erkennen läßt.

Zusammen mit der eben angezeigten Monographie sind uns zugegangen: Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft B. 54, Heft 2, 1902, und Sonderabdruck aus derselben Zeitschrift B. 54, Heft 2, 1902, mit Auszügen aus den Protokollen der Sitzungen vom 5. Februar 1902 und vom 9. April 1902.

In der ersterwähnten Sitzung sprach Herr Michael über die Tiefbohrung bei Oppeln, welche auf Veranlassung der Stadtverwaltung auf dem Grundstück des Wasserhebwerkes der Stadt Oppeln durch die Königl. Bohrinspektion zu Schönebeck a. E. niedergebracht worden ist. Herr Michael legte in derselben Sitzung tertiäre Süßwasser-Konchylien von Königlich-Neudorf bei Oppeln vor und sprach dann über einen Schädel von *Oribos* aus dem Diluvium von Bielschowitz O.S. und das Alter der schlesischen Diluvialablagerungen. In der zweiterwähnten Sitzung sprach Herr M. über einen neuen Fundpunkt von mariner Fauna im oberschlesischen Steinkohlengebirge, und zwar über Funde aus der Radzionfangrube. Z.

**Spezial-Karte der Mährisch-Schlesischen Sudeten.** Im Maße 1:75,000. Ausgeführt im k. u. k. militär.-geograph. Institut in Wien. Mit Bezeichnung der markierten Wege. Herausgegeben unter Mitwirkung des mährisch-schlesischen Sudeten-Gebirgs-Vereines. Preis in Taschenformat gefalzt 4 Kronen, auf Leinen 5 Kronen. Komm.-Verl. des k. u. k. militär.-geograph. Institutes, R. Lechner (Wilh. Müller) Wien.

Die Besucher der Sudeten, deren mährisch-schlesischer Teil streckenweise an unser Oberschlesien angrenzt und deren katholische Bewohner zum Teil zum Breslauer Bistum gehören, seien auf diese mit aller Sorgfalt hergestellte Karte aufmerksam gemacht. Sie ist nicht bloß infolge ihrer Genauigkeit als Special-Karte zu Studien-Zwecken zu empfehlen, sie dient auch dem Touristen durch die farbige Eintragung der vom Sudetenverein markierten Wege als vorzüglicher Wegweiser.

---

## Chronik.

---

- 1. August.** Auf der Bismarckhütte ist auf Veranlassung des Centralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland der erste Lehrgang zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen der Jugendspiele für Knaben und Mädchen unter Leitung des Gymnasial-Turnlehrers Gerste aus Liegnitz und unter Beteiligung von 60 Lehrpersonen im Speisesaale des Rohrwalzwerks der Bismarckhütte eröffnet worden. Der Lehrgang dauerte bis einschließlich 6. August.
- 2. August.** Kreisausschusssekretär Hinzner aus Münsterberg wird zum Gemeindevorsteher der annähernd 7000 Einwohner zählenden Gemeinde Sawodzie Bogutschütz gewählt.



3. **August.** Fünfzigjähriges Fahnenjubiläum der Schützengilde in Oppeln.
13. **August.** Die Zeitungen von diesem Tage melden: Auf Antrag der Königlichen Zentralverwaltung zu Zabrze hat der Minister für Handel und Gewerbe in wesentlicher Erhöhung gegen die Beiträge des Vorjahres für die Spielzeit des kommenden Winters einen Fonds von 3000 Mark zur Verfügung gestellt, aus welchem die Unkosten für die den Bergleuten der Königlichen Steinkohlenbergwerke Königin Luise-Zabrze, König-Königshütte und Bielschowitz im ober-schlesischen Volkstheater zu gebenden Vorstellungen bestritten werden. Von den 16 für die fiskalischen Belegschaften in Aussicht genommenen Theaterabenden entfallen 8 auf Königin Luise-Grube, 5 auf Königs-Grube und 3 auf Bielschowitz.
14. **August.** Die Kattowitzer Stadtverordneten nehmen das Gesuch des Ersten Bürgermeisters Schneider um Pensionierung an.
16. u. 17. **August.** Ganturnfest in Königshütte.
17. **August.** Anfang des fünften Ganturnfestes des schlesischen Overturngaus in Oppeln.
20. **August.** Laut Zeitungsmeldungen von diesem Tage ist das Projekt zum Bahnhofs-umbau in Kattowitz nunmehr auch vom Minister genehmigt worden.
28. **August.** Nach wiederholter Ablehnung hat die Stadtverordneten-Versammlung zu Myslowitz die Beteiligung am Oberschlesischen Volkstheater zugesagt und einen Beitrag von 300 Mark bewilligt.
-

